Die

medicinischen Zustände

der

Gegenwart

und

das Mittel ihrer Hülfe,

ein Wort an die Aerzte und die Studirenden der Medicin

von

Dr. F. Graevell,
Arzt in Berlin.

Berlin 1849.

(Zu haben bei A. Hirschwald, Burgstr. 25.)

Preis ½ Thlr.

Die Gesammtvereinigung

und

die Gründung einer Akademie der Aerzte.

Inhalt.

I.

Das eilfte der zwölf Gebote — auch ein Missverständniss — Akademie der Medicin und Akademie der Aerzte — die Einwürfe des Herrn Leubuscher aus dem Gewerbebetrieb — Gründe für die Errichtung einer Akademie der Aerzte — Unvollkommenheit der Heilkunst — Aussprüche der Herren Schultz und Brefeld über dieselbe — Unzulänglichkeit der Universitäten für die Fortbildung der Heilkunst und der Aerzte — Nutzen einer Akademie der Medicin — komische Ereignisse in Berlin — das Wunderkind, die Pulver des Herrn Scheele, die Cholera-Ansteckung-Verhütungs-Anweisungen — Aufklärung aus Kairo, Warburg'sche Fiebertinctur, Brayera vermifuga — Unzulänglichkeit der Autoritäten-Akademie für die Fortbildung der Aerzte — der Umfang der Medicin als Grund, dass diese Fortbildung nöthig — Schwierigkeiten für den Arzt, sein Wissen zu erhalten und zu erweitern — die Specialitäten — die Berliner Professoren und das Gleichniss vom Schiffsthau.

II.

Der wichtigste Grund für die Errichtung einer Akademie der Aerzte durch die Bestimmung der Heilkunst gegeben — die Krankenhülfe und der naturwissenschaftliche Dilettantismus — die Bevorzugung der Theilgelehrsamkeit auf den Universitäten — das Element der gewöhnlichen Praxis — der Austausch der Erfahrung und die Concentration derselben — die Autokratie der Medicin — Einfluss einer Akademie der Aerzte auf die Interessen der Studirenden — der gegenwärtige medicinische Universitäts-Unterricht — Wichtigthuerei mit werthlosen Dingen, Nichtbeachtung des Wichtigen — klinische Künsteleien — Schule und Wirklichkeit — Rademacher's Werk unter den Aerzten sehr verbreitet, den Studirenden kaum bekannt — Erklärung dieser Erscheinung — ein professoralischer Ausspruch über Rademacher's Lehre — auf wessen Seite die Mängel der Logik — die Heilmittel als Unterscheidungsprincip der Krankheiten — die Febris intermittens und das Chinin — Andeutungen über den Werth des Rademacher'schen Werkes — die Opiate und der Ruhrtenesmus — Kopfrose — Schlussfolgerungen für die Studirenden.

daher Veranlassung gegeben, diesen Punkt einer nähern Erörterung zu unterziehen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Anstalten, wie sie die Akademie der Wissenschaften und die Akademie der Medicin zu Paris und Brüssel darstellen, als höchst nützliche anzuerkennen sind, und man kann demnach dem Wunsche nur beistimmen, dass es den deutschen Regierungen gefallen möchte, durch die Gründung einer oder mehrerer Anstalten dieser Art für Deutschland, auch unserem Vaterlande den Nutzen solcher Anstalten zuzuwenden. Aus dem Namen war indess zu schliessen, dass, als ich die Gründung von Akademien der Aerzte empfahl, ich etwas Anderes als eine den zu Paris und Brüssel bestehenden Akademien der Medicin entsprechende Anstalt dabei im Sinne gehabt hatte. Während nämlich jene Anstalten auf das ausschliessliche Zusammenwirken einer bestimmten Zahl von wissenschaftlichen Autoritäten begränzt sind, sollte dagegen die Akademie der Aerzte, wie ich sie gedacht habe, der Betheiligung jedes Praktikers, der eine solche Betheiligung wünscht, ungehindert offen stehn. Hieraus ergiebt sich der dieser Anstalt ertheilte Name. Der Gedanke einer Gründung von Akademien der Aerzte enthält die Verkörperung des Begriffs der freien Association in ihrer Anwendung auf die Pflege der medicinischen Wissenschaft. Diese Anstalten sollten, indem sie die Pflege der medicinischen Wissenschaft durch eine freie Vereinigung innerhalb des Kreises der Praktiker zu Stande brächten, den doppelten Zweck erfüllen, die Aerzte fortzubilden und die Heilkunst fortzubilden.

Es ist hier noch nicht der Ort zu untersuchen, welche von den genannten beiden Anstalten, ob der durch eine bestimmte Zahl begränzten, auf die ausschliessliche Wirksamkeit gewisser Autoritäten beschränkten, oder der auf freie Vereinigung gestützten ein höheres Maass von Nützlichkeit und Bedeutung zukommen würde. Indem ich vielmehr zunächst die Gründe zu erörtern habe, welche für die Errichtung von Akademien der Aerzte sprechen, mögen hier sogleich einige Bedenken Erwähnung finden, welche der Verwirklichung solcher Anstalten entgegengestellt worden sind. Herr Leubuscher sagt in der medicinischen Reform (Nr. 26), der Vorschlag einer Gründung von Akademien der Aerzte schiene ihm „ohne rechten Boden“ zu sein, denn wenn der Staat die Pflicht der Gesundheitspflege habe, so

müsse er auch für Unterrichtsanstalten sorgen, in welchen sie gebildet und entwickelt werde und zwar müsse er auf eine würdige und passende Weise dafür sorgen. „Der freie Künstler“, sagt Herr Leubuscher weiter, „hat an und für sich gar kein Interesse an der Weiterbildung seines Gewerbes, seiner Kunst; er will blos in dem, was er einmal hat, nicht beeinträchtigt werden.“ Wenn unser College aus dem ersten Theil seiner Behauptung einen Grund gegen den rechten Boden einer Akademie der Aerzte abzuleiten gedenkt, so muss ich gestehen, dass mir wenigstens die Richtigkeit des Schlusses noch nicht recht einleuchten will, nämlich, dass, weil es Staatspflicht sei, für medicinische Unterrichtsanstalten zu sorgen, die Aerzte sich um die Fortbildung der Heilkunst nicht weiter zu bekümmern brauchten, sondern verbunden seien, in dieser Beziehung, die Hände in den Schooss zu legen. Die andere Behauptung aber, die als Gegengrund aufgestellt wird, dass der Künstler kein Interesse an der Weiterbildung seiner Kunst habe, dass es ihm bloss am Herzen liege, in dem, was er einmal hat, nicht beeinträchtigt zu werden, möchte denn doch wohl als eine etwas gewagte anzusehen sein, da die Erfahrung vielmehr das gerade Gegentheil von dem Behaupteten beweist. Sollte unser College wirklich darüber noch im Zweifel sein, dass nicht allein von den Künstlern, sondern auch — da Herr Leubuscher das Gewerbe angeführt hat, so möge es hier wiederholt werden — von dem Gewerbtreibenden ein lebhaftes Interesse an der Weiterbildung ihres Gewerbes und ihrer Kunst genommen wird, so rathe ich ihm, dass er sich durch den Besuch irgend einer Gewerbe- oder Kunstausstellung die Beweise jener thätigen Theilnahme einmal etwas näher vor die Augen führt. Da also, wie wir gesehen haben, die Gewerbtreibenden und Künstler ein Interesse an der Weiterbildung ihres Gewerbes, ihrer Kunst sehr wahrnehmbar bekunden, so würde unser College gewiss nicht so grausam sein, den Aerzten die Erlaubniss zu einem gleichen Interesse zu verweigern, wofern es nämlich die Aerzte für zweckmässig erachten, die Erlaubniss des Herrn Leubuscher dazu einzuholen. Sollte aber ferner unser College etwa der Ansicht sein, die blossen praktischen Aerzte ohne Privatdocenthum und ohne Professorat wären zur Pflege der medicinischen Wissenschaft keine geeigneten Leute, so müsste ich hier darauf mit der Frage antworten, wer denn eigentlich endgültig über den Werth medicinischer Lehren

entscheidet? Wird etwa dieser Werth durch die Versuche in einer Universitätsklinik entschieden? Nein, die Entscheidung darüber kann nur durch die Anwendung im grossen Kreise der gewöhnlichen Praxis, also eben nur durch die Hände der blossen Praktiker ohne Privatdocententhum und ohne Professorenthum erfolgen.

Dies wird genügen, um zu zeigen, dass die von unserem Collegen gegen die Gründung einer Akademie der Aerzte erhobenen Einwürfe weder an und für sich, noch in ihrer Schlussfolge stichhaltig sind. Indem ich später der Hindernisse gedenken werde, die aus der Kehrseite der ideellen Theorie, d. h. aus den vorhandenen Mängeln der Wirklichkeit, der Ausführung meines Vorschlages entgegentreten werden, will ich mich jetzt zunächst dazu wenden, einige der Gründe anzuführen, welche der Verwirklichung einer solchen Anstalt, wie ich sie in Vorschlag gebracht habe, das Wort reden.

Bei der Angabe dieser Gründe stütze ich mich zunächst auf die Thatsache, dass die Heilkunst nicht allein von dem Standpunkte der Vollkommenheit noch sehr weit entfernt ist, sondern dass sie überhaupt einer sicheren und zuverlässigen Begründung ihrer Lehren fast noch gänzlich ermangelt. Die geübteren und älteren Praktiker werden mir die Richtigkeit dieser Behauptung bereitwillig zugestehen, denn es ist ja eine bekannte Sache, dass bei der Mehrzahl der Aerzte der Glaube an die Leistungen der Heilkunst mit den Jahren der Erfahrung nicht zu, sondern abzunehmen pflegt, eine beachtenswerthe Erscheinung, die zu ernsten Gedanken über den Standpunkt der Medicin Anlass geben muss. — Da jedoch diese Worte nicht bloss an die schon geübteren Praktiker, sondern auch an die jüngeren Kampfgenossen auf dem Felde der Medicin gerichtet sind, die noch keine genügende Gelegenheit hatten, über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Heilkunst vergleichende Erfahrungen zu sammeln, die daher noch mit ungeschwächtem Glauben in die Zukunft der Praxis hinausschauend, eher geneigt sein möchten, die Richtigkeit meiner Behauptung in Zweifel zu ziehen, so wird es nicht überflüssig sein, wenn ich hier neben meinem Ausspruche noch den gewiegterer Männer, als ich es bin, zum weiteren Belege dieser Behauptung anführe. Herr Professor C. H. Schultz sagt, um den Standpunkt der heutigen Therapie zu bezeichnen, in seinem Re-

formaufsatz (die Gestaltung der Medicinalreform aus den Quellen der Wissenschaft. Berlin 1846) Folgendes:

„In der Therapie kommen die Mängel und Widersprüche aller theoretischen Zweige der Medicin am Entschiedensten zum Vorschein, weil sie ihre Wahrheit oder Falschheit hier praktisch zeigen müssen, wenn man nicht roh empirisch zu Werke gehen will. Man fühlt hier sehr bald, dass in einem rationellen medicinischen System, das vernünftige Heilindicationen zum Curverfahren geben soll, eine Uebereinstimmung und innerer Zusammenhang der verschiedenen Zweige des Ganzen: der Physiologie, Pathologie, Pharmacologie und Therapie sein muss. Dies war in dem antiken System wirklich der Fall, weil die Elementarlehre durch alle Glieder der Medicin durchging. Man hatte heisse, kalte, feuchte, trockne Arzneien und kurirte nun durch entgegengesetzte Qualitäten, d. i. kalte Krankheiten (Lähmungen) mit heissen Arzneien etc. In diesem innern Zusammenhang der verschiedenen Zweige der Medicin hat sich aber später Vieles geändert.“ — „In der jetzigen allgemeinen Therapie sind humoralpathologische (säfteverändernde), solidarpathologische (die festen Theile verändernde) Methoden angegeben; aber die in den Pharmacologien unterschiedenen Wirkungsarten der Arzneien entsprechen diesen Methoden ganz und gar nicht, und am allerwenigsten den dynamischen Methoden und den dynamischen Principien überhaupt das Princip, durch entgegengesetzte Kräfte zu curiren. Mit welcher Rationalität soll man denn bei solchen inneren Widersprüchen in der Wissenschaft curiren? Zu der naturhistorischen Pathologie passt keine einzige der Arzneiklassen und der Wirkungstheorien in der ganzen Pharmacologie, und man will verlangen, dass ein junger Arzt, dem von zehn verschiedenen Lehrern in zehn Fächern vielleicht zwanzig und mehr verschiedene sich oft ganz widersprechende Principien vorgetragen worden sind, eine rationelle Einheit in seinen Kenntnissen und seinem Kurverfahren haben soll!“

Es leuchtet ein, dass nach den hier geschilderten Zuständen der Therapie sich erfreuliche Ergebnisse für die medicinische Praxis nicht erwarten lassen. Ueber die letztern äussert sich Herr Brefeld (der Fortschritt in der Sanitäts-Verfassung Preussens auf der Basis des Princips

der Standes-Selbst-Regierung. Münster 1848), indem er die Gefährlichkeit derselben andeutet, (S. 17 ff.) folgendermassen:

„Der ganze Stand der ärztlichen Praxis ist für's Publikum völlig unbefriedigend, ja nicht blos unbefriedigend, er ist gemeingefährlich. Die Heilkunde hat Herrliches geleistet, besonders auf dem Felde der Chirurgie, der Geburtshülfe, — noch mehr auf dem ihrer naturhistorischen Grund-Disciplinen: Chemie, Botanik, Anatomie, Physiologie etc. Wer möchte es verkennen, wer es herabsetzen wollen? Die Alltags-Praxis aber hat sich grundschlecht gestaltet. Die Vortheile, welche sie in einzelnen wenigen Fällen bringt, werden vollständig aufgewogen, ja nicht blos aufgewogen, sie werden weit überboten, von den Nachtheilen, die sie durchweg dadurch schafft, dass der Gang der Krankheiten mit scharfen, giftigen, die Kräfte untergrabenden Arzneistoffen und Heilmethoden turbirt, und somit in pejus, einem traurigen Fort- und Ausgange entgegen geführt wird. Die Gefahren, welche in der ungeeigneten Anwendung ähnlicher Dinge liegen, welche der gesundheitlichen Wohlfahrt des Menschengeschlechts aus dem Calomel, Digitalis, Nitrum, Morphium, Strichnin, Belladonna, Blausäure, Jod, aus dem Aderlassen, Clystiren, und wie die guten Sachen alle heissen mögen, erwachsen, sind ungleich bedeutender, als jene, die aus vollendetem Nichtsthun hervortreten möchten. — Man wolle uns hier nicht die Behauptung unterschieben, als wenn alle diese schönen Dinge absolut und immer vom Uebel wären, nie Nutzen bringen könnten. Gegen eine solche Unterstellung müssen wir uns feierlichst verfahren. Wir fechten nicht gegen den Gebrauch, sondern gegen den Missbrauch. Leider ist aber der Missbrauch ein ganz allgemeiner, und der Gebrauch kaum möglich. — Der Missbrauch hat seine tiefste Wurzel in dem untergegangenen Anerkenntnisse des natürlichen Verhaltens und Ablaufens der Krankheit." — „Die ganze Heilkunde sitzt hier bis über die Ohren in einem Cirkel ohne rettenden Ausgang. Die Schüler erfahren von ihren Lehrern nichts, als Wiederbessermachen, meist in den heroischsten Formen. Das Lehrbuch führt gegen jede Krankheit in der Regel eine pharmaceutische, pyramidenförmige Batterie auf, die an

der Spitze in Naturkräfte (Magnetismus, Galvanismus, Electricität) ausläuft, die kaum ausreichend in ihrer eigensten Natur, geschweige in ihren Heil-Wirkungen erkannt sind, und doch einer sehr grossen Anzahl der schwersten und hartnäckigsten Formen der Krankheit gemeinsam und in gleichem Maasse zur Ausgleichung dienen sollen. Die so in ihm vorgezeichnete Kunst-Heilung ist für Lehrer und Schüler in gleichem Maasse Norm gebend, ohne dass des natürlichen Verhallens und seines Ganges irgend specielle Erwähnung geschähe. Es beherrscht die theoretische Lehre, wie die praktische Uebung (Klinik). — Die gewöhnlichen Kliniken bieten sogar die Krankheit nicht einmal in ihrem Alltagskleide zur Anschauung und Auffassung dar. Es werden vielmehr Parade-Fälle ausgelesen, und zwar vorzugsweise solche, die sich gerade für eingreifenderes Einschreiten eignen. Es wird dadurch ein Selbstvertrauen im Anfänger angeregt, dass er vermittelst seiner Pharmacopoea den Teufel selbst bannen zu können wähnt. Wie sich die Krankheit macht beim ruhigen Verhallen, ohne jeglichen medicinischen Eingriff, erfährt von ihnen keiner."

Nun wahrlich, bestimmter lässt sich die Unvollkommenheit der Heilkunst wohl nicht bezeichnen, als durch diese Schilderung, wonach die Ausübung derselben in der Mehrzahl der Fälle, nicht als heilbringend, sondern als verderbenbringend, störend und vergiftend angegeben wird.

Wenn hiernach zugegeben wird, dass der bisherige Zustand der Medicin als ein höchst unbefriedigender angesehen werden muss — und selbst ohne die Urtheile von Schultz und Brefeld hierüber vollständig zu unterschreiben, wird dies wohl von allen Erfahrenen eingeräumt werden — so wird es jedenfalls als wünschenswerth und für das Volkswohl als nicht unwichtig erscheinen müssen, dass Anstalten bestehen, deren besondere Aufgabe es ist, die Heilkunst und die Aerzte selbst fortzubilden. Dass die Universitäten, selbst wenn sie ebenso „würdig und passend" für den medicinischen Unterricht ausgestattet wären, als sie jetzt, wenigstens in Preussen, wahrhaft dürftig und unzureichend für denselben ausgestattet sind, jener Aufgabe nicht genügen können, liegt auf der Hand, da ihre Bestimmung nicht ist, die Heilkunst und die Aerzte fortzubilden, sondern nur die, Aerzte vorzubilden.

Von einer Akademie der Medicin, wie sie die Anstalten zu Paris und Brüssel darstellen, würde, ihrem eigentlichen Zwecke nach, für die Fortbildung und Förderung der Wissenschaft mehr zu erwarten sein, und allerdings hat die Erfahrung den nützlichen Einfluss dieser Anstalten bestätigt. Gewiss würden, wenn wir eine solche Anstalt hier besässen, durch den Einfluss derselben wenigstens solche wahrhaft komische Zustände zur Unmöglichkeit werden, wie sie jetzt in Berlin unter der Aegide einer invaliden Medicinalverwaltung vorkommen. Ich will hier nicht näher auf die Periode des Berliner Wunderkindes eingehen, nicht auf die Periode von Arthur Lutze und Pantillon, noch auf die Cholerapulver des Herrn Scheele, die, aus Eisenschlacke bestehend und während der Epidemie des Jahres 1848 im Engroshandel debitirt, den Hospitalbeobachtungen zu Folge, eine wahrhaft vernichtende Wirkung auf die Gedärme ihrer unglücklichen Inhaber ausübten, trotzdem aber das Einschreiten des Staatsanwalts wegen dieser medicamentösen Industrie erst drei Vierteljahre nach Ablauf jener Choleraepoche und beziehungsweise die Bestrafung des Herrn Scheele mit einer Bagatelle zur Folge hatten.*) Nur eins von allen jenen komischen Vorkommnissen, darf ich, da hier eben der Cholera gedacht wurde, nicht unerwähnt lassen, ich meine die Geburt jener gedruckten Anweisungen zur Vermeidung der Cholera-Ansteckung, die, wie es heisst, aus der Feder eines hiesigen hochgestellten Arztes geflossen und auf dessen Anrathen von Polizei wegen zu hunderttausenden von Exemplaren unter

---

*) Nach dem Allgem. preussischen Landrecht wäre ein anderes Verfahren zu erwarten gewesen. Die Bestimmungen desselben lauten: §. 693 Tit. 20 Thl. II. Niemand soll Schiesspulver, Gifte, Arzneien und andere Materialien, deren Bearbeitung, Aufbewahrung und rechter Gebrauch besondere Kenntnisse voraussetzt, ohne ausdrückliche Erlaubniss des Staats zubereiten, verkaufen oder sonst an Andere überlassen. §. 694. Wer dieses dennoch thut, dem soll, wenn auch kein Schaden dadurch veranlasst worden, sein Vorrath confiscirt und er nach Verhältniss der entstandenen Gefahr und des gesuchten oder wirklich gezogenen Gewinnes in eine Geldstrafe von zwanzig bis hundert Thalern verurtheilt werden. — Es ist daher wenigstens als ein Fortschritt anzusehen, dass während der gegenwärtigen Choleraepidemie unter den 25. Juli d. J. vom K. Polizei-Präsidium auf diese §§. des Landrechts aufmerksam gemacht wurde. Aber natürlich nutzen die besten Gesetze nichts, wenn die Behörden nicht dafür Sorge tragen, dass der Staatsanwalt dieselben wahre.

die Land- und Stadtbevölkerung während der erwähnten Epidemie vertheilt, sich durch ein so eigenthümliches, wissenschaftliches wie praktisches Gepräge auszeichneten, dass eine Versammlung von Berliner Aerzten sich veranlasst fand, in öffentlichen Anschlägen sowohl die ärztliche Welt als das arme Publikum gegen die in jenen Anweisungen gepredigte Weisheit in Schutz zu nehmen! Weit merkwürdigere Erfahrungen in dieser Beziehung hatten freilich die früheren Choleraepidemien aufzuweisen, worüber ich die Leser des Weiteren auf den lehrreichen Beitrag verweise, welchen Herr Bruck in seiner Choleraschrift (Berlin 1841 S. 170 ff.) hierüber mittheilt.

Doch natürlich bieten die Folgen, welche aus dem Mangel einer geeigneten Anstalt zur Fortbildung nnd Förderung der Heilkunst hervorgehen, nicht blos eine komische, sondern oft eine recht ernste Seite dar. Um zu zeigen, welche Nichtbeachtung den Interessen der Medicin in der Hauptstadt Preussens, in Folge des erwähnten Umstandes, zu Theil wird, will ich einige andere Beispiele anführen. Die Oesterreichische medicinische Wochenschrift brachte im Beginn des Jahres 1847 mehrere amtliche Berichte über die günstigen Erfolge, welche in mehreren Wiener Hospitälern bei Wechselfieberfällen mit der Warburgschen Fiebertinctur erreicht worden waren. Es lag hiernach für den Praktiker der Wunsch nahe, sich selbst durch einen Versuch von der Wirkung dieser Tinctur überzeugen zu können. Nachforschungen, die zu diesem Behufe, in einer Zeit, wo Wechselfieber in bedeutendem Grade grassirten, hier nach diesem Mittel angestellt wurden, ergaben indessen, dass nicht nur eine Probe desselben hier nirgends aufzutreiben, sondern dass überhaupt die Existenz desselben in den Kreisen der hiesigen Pharmaceuten ganz unbekannt war, trotzdem die erwähnte Tinctur nicht nur in medicinischen Blättern, sondern auch in pharmaceutischen Zeitschriften bereits ein Gegenstand der Besprechung geworden. Man kann aus diesem Umstande mit Recht schliessen, dass von amtlicher Seite her hier niemals eine Nachfrage nach diesem Mittel stattgefunden hatte, geschweige dass Versuche darüber angestellt worden wären. Unterdessen wurden uns bereits von unserem Landsmanne Pruner (die Krankheiten des Orients. Erlangen 1847) aus Aegypten die Ergebnisse der daselbst mit dieser Tinctur gemachten Versuche mitgetheilt, so dass wir uns glücklich preisen können,

wenigstens aus Kairo, aus dem Lande der Muselmänner, eine Aufklärung über Dinge in der Medicin zu erhalten, die für die Hauptstadt der Intelligenz, d. h. wenigstens für die wachsamen Medicinalbehörden derselben, bis jetzt noch gar nicht existirten. Diejenigen Leser, welche eine nähere Aufklärung über das erwähnte Mittel wünschen, verweise ich auf die Notizen f. prakt. Aerzte I. Jahrg. S. 840 ff. — Ich theile noch ein anderes Seitenstück zu dem vorigen Beispiele mit. Vor vielen Jahren lernte unser Landsmann Dr. Brayer in Abyssinien eine Pflanze aus der Klasse der Rosaceen kennen, die von allen bis jetzt bekannten Wurmmitteln als das wirksamste gelten muss. Dieselbe wurde deshalb von Decandolle zu Ehren unseres Landsmannes Brayera vermifuga genannt. Pruner (a. a. O.) hat die Wirksamkeit dieses Mittels in glänzender Weise bestätigt gefunden (vgl. Notizen f. prakt. Aerzte I. Jahrg. S. 505). Dasselbe ist bereits in Frankreich vielfach in Gebrauch. Hier jedoch, obgleich bei uns gewiss nicht weniger Menschen vorhanden sind, welche die in ihren Eingeweiden hausenden Ungethüme gern auf eine sichere und rasche Weise los sein möchten, wird man bis jetzt in sämmtlichen Apotheken und Drogueriehandlungen vergeblich nach diesem bandwurmtilgenden Mittel forschen. Wir sehen also, dass die Hauptstadt der Intelligenz in medicinischen Dingen nicht allein hinter Frankreich, sondern bereits auch hinter Kairo weit zurücksteht, und sich die Aufklärung von diesem Orte her muss kommen lassen. Dass von unserer patriarchalischen Medicinalabtheilung des geistlichen Ministeriums, bei der man sich vergebens mit einer Laterne nach medicinischer Wissenschaft umsehen kann, eine Abhülfe hier weder zu erwarten noch zu verlangen ist, kann freilich Niemand überraschen. Aber allerdings würden sich die Zustände wenigstens etwas anders gestalten, wenn wir eine Akademie der Medicin, wie die Pariser oder Brüsseler, hier besässen.

So bereitwillig der Nutzen anerkannt werden mag, den eine solche Anstalt auf die Fortbildung und Förderung der medicinischen Wissenschaft im Allgemeinen ausübt, so leuchtet es doch ein, dass sie den anderen der oben als wünschenswerth bezeichneten Zwecke, nämlich den, die Aerzte fortzubilden, nur höchstens in einer mittelbaren Weise erfüllen kann, da weder diese Aufgabe in ihrer eigentlichen Bestimmung liegt, noch deren Erfüllung durch die Einrichtung, welche nur die Mitwirkung einer bestimmten Anzahl

von Autoritäten gestattet, begünstigt wird. Dass aber für die Fortbildung der Aerzte eine Erleichternng eintrete und geeignetere Mittel, als bis jetzt dafür bestanden, beschafft werden, erscheint besonders eines Umstandes wegen wünschenswerth, nämlich wegen des ausserordentlichen Umfanges des Gebietes der Medicin, welcher es nicht allein schon sehr schwer macht, das einmal Gelernte festzuhalten, sondern viel schwieriger noch, den Fortschritten der Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange zu folgen. Es ist unbedingt für den Juristen, den Theologen, den Philologen etc. viel leichter, das für seine Stellung nöthige Wissen festzuhalten und den Erweiterungen seines Fachs zu folgen, als dies für den Arzt ist, in dessen Wissensbereich nicht allein die vielverzweigten und umfangsreichen Abtheilungen der Heilkunde selbst, sondern ausserdem noch eine grosse Zahl von Hülfswissenschaften gehören, der nicht allein Kenner des Menschenleibes, sondern überhaupt Naturkundiger, also mit sämmtlichen Gebieten der Naturwissenschaften vertraut sein muss, die allein schon die Kenntniss von Millionen und aber Millionen Einzelheiten erfordern. Es erklärt sich aus diesem beträchtlichen Umfange des Wissensbereiches der Medicin das Streben nach Vereinfachung desselben, welches besonders in zwei Richtungen von jeher Anklang gefunden hat, einmal in der Vereinfachung der Auffassung des Krankheitswesens, zweitens in der Vereinfachnng der Heilmittel. Wenn wir z. B. erwägen, welche Vereinfachung des medicinischen Gebietes durch die Wasserheilkunde gewährt wird, welche, indem sie nur ein einziges Heilmittel zur Anwendung bringt, die ganzen Gebiete der Materia medica, der Pharmacie und deren Hülfswissenschaften für überflüssig erklärt, so werden wir es natürlich finden, dass in dieser Vereinfachung etwas Empfehlendes enthalten ist. Durch diesen Umstand wird es erklärlich erscheinen, dass selbst die entschiedensten Einseitigkeiten in der Krankheitsauffassung, wie die antike Elementarlehre, der Brownianismus, nicht nur Eingang, sondern bedeutenden Anklang und zum Theil eine lange Dauer gefunden haben; denn die Kunst wurde dadurch einfach gemacht.

Um jedoch auf den obigen Grund zurückzukommen, wie schwierig für den Arzt das Festhalten und die Erweiterung seines Wissens sei, so bemerke ich zunächst, dass der Arzt, selbst wenn er in den Naturwissenschaften, so weit dieselben für die Medicin zur Anwendung kommen, auf das Voll-

kommenste vorbereitet wäre — bekanntlich ist aber gerade der Universätsunterricht darin sehr mangelhaft — er doch wohl kaum im Stande sein möchte, bei den anderweitigen vielen Anforderungen an seinen Beruf, den Fortschritten dieser Wissenschaften während der Praxis in genügender Weise zu folgen. Ich will nicht untersuchen, ob es der Mehrzahl der Aerzte gelingt, den Fortschritten der Wissenschaft nur in den Hauptfächern der Medicin, der Pathologie, Therapie und Heilmittellehre, zu folgen, aber ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dass es einer grossen Zahl von Aerzten schwer werden wird, nur die Einzelheiten derjenigen Lehren, die insgemein als die Hauptstützen der Medicin angesehen werden, nämlich die der Anatomie und Physiologie im Gedächtniss zu behalten. Noch kürzlich erzählte mir ein alter, geachteter Arzt, der einem wichtigen Wirkungskreise vorsteht, dass ihm von der Osteologie des Schädels nur noch so viel erinnerlich sei, dass es an demselben Scheitelbeine gebe! Mag es nun auch nicht allen Aerzten mit dem Gedächtniss für die Anatomie in demselben Grade schlimm ergehen, so werden doch sicherlich Manche an sich die Erfahrung gemacht haben, wie selbst die für das Examen am Sichersten eingeübten Dinge, das Ganglion oticum, die Chorda tympani etc. mit der Zeit anfangen, für das Gedächtniss dunkle Begriffe zu werden. Denn es ist in der That ein schwieriges Ding, alle die tausend und aber tausend Einzelheiten dieser Fächer genau zu behalten, wenn nicht beständige Uebung, öftere sinnliche Anschauung, oder wenigstens eine in lebendigem Vortrage gegebene Repetition dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Dieselbe Schwierigkeit kehrt bei dem vorzugsweise mechanischen Gebiete der Chirurgie wieder, wo es schwer fallen wird, die verschiedenen Methoden, alle die einzelnen Handgriffe im Kopfe zu behalten, wenn das nicht entweder durch eine reichhaltige chirurgische Praxis, oder durch öfter wiederholte Anweisung erleichtert wird. Und doch wird von dem armen Arzte verlangt, dass er alles sein Wissen stets bereit haben und im Stande sein müsse, eine vielleicht noch nie von ihm vollzogene Operation nöthigen Falls auf der Stelle auszuführen.

Wenn es nun allein schon für den Arzt bedeutende Schwierigkeiten hat, nur das ihm nöthige Wissen im Gedächtniss zu behalten, so lässt sich denken, um wie viel schwieriger es in mancher Beziehung noch für ihn sein wird,

zu dem Gewussten Neues hinzuzulernen. Die Schwierigkeit des Fortschreitens mit der Wissenschaft tritt aber, mindestens für die Mehrzahl der Aerzte, am Deutlichsten hervor, wenn wir die sogenannten Specialitäten, Augenheilkunde, Ohrenheilkunde, Orthopädie, Psychiatrie, Balneologie, Hydrotherapie etc. in Betracht ziehen, welche fast sämmtlich eine so umfangsreiche Bearbeitung gefunden haben, dass zu einer gründlichen Uebersicht ihrer Fortschritte die volle Aufmerksamkeit und Thätigkeit der diesen Fächern besonders Angehörenden erfordert wird. Aus dem Gesagten wird sich zur Genüge ergeben, dass für die Fortbildung der Aerzte, d. h. um das Festhalten ihres Wissens und die Erweiterung desselben zu erleichtern, die Begründung von Anstalten als wünschenswerth erscheinen muss, welche durch die Gelegenheit zur persönlichen Uebung, durch repetitorische Darstellungen, durch erläuternde Berichte über neue Beobachtungen, durch sinnliche Demonstrationen, durch den Weg der Discussion etc. die geeigneten Hülfsmittel zu jenem Zwecke darbieten.

Hier muss ich einen Augenblick der Professoren und namentlich der der Berliner Facultät gedenken. Diese Herren wären wohl in der Lage, für die Fortbildung ihrer ärztlichen Collegen, welche dem Stande der Praktiker angehören, Manches zu thun. Es wäre nicht einmal nöthig, dass sie sich selbst deshalb besonders bemühten, und von ihrer kostbaren Zeit sich etwas abmüssigten, um vielleicht den Praktikern bisweilen einen belehrenden Vortrag aus dem Bereiche ihres Faches zu Gute kommen zu lassen. Nein, es würde schon viel gewonnen sein, wenn dieselben nur einem ihrer Assistenten die Anweisung gäben, dass die vorhandenen Sammlungen, die anatomischen, die pharmakologischen, die naturwissenschaftlichen, der botanische Garten mit seinen Gewächshäusern etc. denjenigen Aerzten, die sich dafür interessiren, bisweilen demonstrirt würden. Doch, wenn diese Sammlungen, wie ich an einem andern Orte (Ueber die Reform der Medicinal-Verfassung Preussens. Leipzig 1847) gezeigt habe, den anwesenden Schülern der Facultät nur in sehr untergeordneter Weise zu Gute kommen, so wird es sich wohl von selbst verstehen, dass dieselben für die ehemaligen Schüler der Facultät gar nicht mehr vorhanden sind. Wohl haben kleinere Universitäten rühmliche Beispiele davon aufzuweisen, dass bei einzelnen ihrer Professoren eine gemeinnützige Wirksamkeit

für das Beste ihrer Fachgenossen neben der Anhänglichkeit für die Collegienhonorare noch Raum findet, auch eine grössere Universitätsstadt, nämlich Prag, hat sich auf eine ehrenvolle Weise dadurch ausgezeichnet, dass sich daselbst die medicinische Facultät an die Spitze der Reformbewegungen gestellt hat. Doch die Berliner medicinischen Professoren haben von jeher durch ihr Verhalten der übrigen ärztlichen Welt gegenüber nur dazu Anlass gegeben, dass man, um biblisch zu reden, von ihnen sagen kann: Wahrlich, es ist eher möglich, dass ein Schiffsthau durch ein Nadelöhr gehe, als dass es ein Berliner Professor über sein Herz gewinnen würde, etwas für seine ärztlichen Collegen zu thun. In der That ist Virchow der einzige von den Mitgliedern der hiesigen Facultät gewesen, der es, um nochmals mit der Bibel zu reden, „nicht für einen Raub gehalten hat," sich etwas mit den Aerzten zu beschäftigen.

III.

Ich wende mich nunmehr zu demjenigen Grunde, welcher für die Errichtung einer auf das Zusammenwirken der praktischen Aerzte gestützten Anstalt zur Pflege der Heilkunde das entschiedenste Gewicht in die Wagschale legt. Dass die Bedeutung der Medicin nicht darin zu suchen ist, insofern dieselbe einem naturwissenschaftlichen Dilettantismus Spielraum gewährt, sondern dass die wahre Bedeutung derselben nur in der Hülfe beruht, welche den Kranken durch dieselbe zu Theil wird, bedarf keines Beweises. Die Leistungen, welche dem kranken Publikum durch die Heilkunst geboten werden, werden daher auch immer das Endziel aller ihrer Bestrebungen und den Massstab für die Aufgabe ihrer Lehren bilden müssen, deren Werth lediglich davon abhängt, wie sicher und ausreichend die den Kranken durch dieselben dargebotene Hülfe ist. Betrachten wir aber, wie sich der Unterricht in der Heilkunde und die Fortbildung derselben auf den gelehrten Anstalten, d. h. auf den Universitäten, gestaltet hat, so müssen wir gestehen, dass das erwähnte Hauptziel der Medicin auf denselben oft zur Nebensache gemacht und sehr oft wenigstens nicht in genügender Weise verfolgt wird. Die Ursache dieser Erscheinung liegt vielleicht darin, dass eine grosse Zahl der Mitglieder der gelehrten Institute — wir erkennen einzelne Ausnahmen an — mehr auf Grund einer specialistischen Ausbildung, eines einseitigen Wissens oder Könnens, einer Theilgelehrsamkeit, zu ihren Stellungen berufen werden, aber keineswegs wegen einer besonderen Gabe der Krankheitsbeobachtung oder eines erfinderischen Talents in Bezug

auf die Krankheitshülfe, welche Eigenschaften doch die ersten Bedingungen für die Lehrämter der medicinischen Facultät ausmachen sollten. Wir wissen, wie es bei der Besetzung der Professuren zuzugehn pflegt. Ohne hier auf das dabei vorkommende Connexions- und Intriguen-Wesen näher einzugehen, welches bereits von dem Verfasser der vertraulichen Briefe (an einen deutschen Staatsmann über personelle und wissenschaftliche Zustände in Verwaltung, Lehrweise, Vertretung und Ausübung der Medicin. Cassel 1845) ausführlich und treffend beleuchtet worden ist, verweise ich nur auf die bekannte Thatsache, dass eine Berufung zur Professur nicht selten lediglich auf Grund eines herausgegebenen monographischen oder specialistischen Werkes erfolgt, dessen Werth nicht in seinem praktischen Nutzen, sondern nur in dem Grade der darin bekundeten Gelehrsamkeit gesucht werden kann, der natürlich von der Enge des erörterten Gegenstandes und der Einseitigkeit der verfolgten Richtung sehr wesentlich abhängt. Dieser Umstand, d. h. die Bevorzugung der Theilgelehrsamkeit vor der medicinisch-praktischen Befähigung, wie sie bis heute noch auf den gelehrten Instituten stattfindet, erscheint mir als die Hauptursache davon, dass die Medicin im Ganzen so wenig von den gelehrten Instituten vorwärts gebracht worden ist, da gerade jene Eigenschaften der Beobachtungsgabe, des Erfindungstalentes für die Krankenhülfe die wesentlichsten Bedingungen für die Förderung der Heilkunst bilden. Die Geschichte der Medicin bestätigt es auch, dass von einzelnen Praktikern, welche im Besitze der erwähnten Eigenschaften waren, mehr für die Förderung der Heilkunst, als von ganzen Generationen der Gelehrten geleistet worden ist.

Wenn nun die Vervollkommnung der Heilkunst hauptsächlich deshalb verfehlt worden ist, weil man statt geraden Wegs auf das eigentliche Ziel hinzuarbeiten, sich meistens in einem Zirkel von Einseitigkeiten und Nebendingen herumgedreht hat, so wird es, um zu besseren Ergebnissen zu gelangen, darauf ankommen, für die Fortbildung der Heilkunst ein Element zu gewinnen, welchem einseitige Richtungen ferner und die Hauptaufgabe der Heilkunst stets nahe vor Augen stehen. Dieses Element ist in den Männern der gewöhnlichen Praxis gegeben. Diese dürfen sich nicht mit Einseitigkeiten begnügen, weil sie auf das Ganze der heildienerischen Thätigkeit verwiesen sind, sie können sich nicht in Nebendinge verlieren, weil sie stets mit dem Wesentlichen

der Krankenbeobachtung, beschäftigt sind, und sie sind endlich im Stande, über die Bedürfnisse der Medicin nach diesen beiden Richtungen hin ein entscheidendes Urtheil zu fällen, weil sie über die Anwendung der Medicin unter den vielgestaltigen Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens Erfahrungen sammeln. Dass aber dieses Urtheil zur Benutzung gelange, ist deshalb besonders wichtig, weil die Medicin eine Wissenschaft ist, in welcher nichts Anderes, als nur die Erfahrung eine Sicherheit darbietet. Die Praktiker, indem sie am Besten fühlen, wo Abhülfe noth thut und in welcher Richtung dieselbe zu suchen ist, werden daher auch am Besten im Stande sein, mit Hülfe der in ihren Kreisen gesammelten Erfahrungen die Heilkunde zu fördern, und es wird eben nur darauf ankommen, dass Anstalten begründet werden, durch welche die unter den Praktikern vorhandenen Ansichten zur Ermittelung und zum Ausspruch gelangen und die Erfahrungen der Einzelnen concentrirt werden können. Aus diesem Grunde war es unmöglich, der obigen Ansicht Leubuscher's beizupflichten, dass die Aerzte, mit dem Gewinn ihrer Praxis sich begnügend, die Fortbildung der Heilkunst füglich den Universitäten überlassen könnten. Vielmehr hege ich die Ueberzeugung, dass für die Heilkunst nicht eher ein Heil zu erwarten sein, d. h. eine Sicherstellung und genügendere Vervollkommnung ihrer Lehren nicht eher erfolgen wird, bis nicht die unter den Praktikern vorhandene Kenntniss für die Fortbildung der Heilkunst in Wirksamkeit gesetzt und den trügerischen Resultaten des gelehrten Dilettantismus gegenüber eine solidere Basis durch den unmittelbaren Austausch der praktischen Erfahrung gewonnen ist. Doch natürlich kann dieser Austausch erst zu entscheidenden Ergebnissen führen, wenn er nicht, wie bisher, nur vereinzelt von diesem oder jenem Praktiker unterhalten wird, sondern auf das Zusammenwirken einer grossen Summe von Kräften gestützt ist, durch welche die im praktischen Bereich gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen concentrirt und mit Konsequenz in bestimmter Richtung weiter verarbeitet werden. C. H. Schultz spricht eine ähnliche Ueberzeugung aus, indem er (a. a. O.) sagt:

> „Die Aerzte müssen ihre Hoffnung auf sich selbst und nicht auf Litteraten und Naturforscher gründen; sie müssen selbst medicinische Naturforscher sein, indem sie das Buch der organischen

Natur lesen, worin geschrieben steht: *αὐτοκρατεύω*, d. h. ich bin mein eigener Herr, meine Lebenskraft ist von mir selbst und nicht von der Aussenwelt erzeugt und abhängig. Die Aerzte müssen auf ihre eigene Art die kranke und gesunde Natur erforschen und die Principien ihres Thun und Treibens nicht anderswoher holen wollen. Die Medicin ist mehr als blosse Naturwissenschaft, und etwas ganz Anderes, als eine Sammlung naturwissenschaftlicher und litterarischer Kenntnisse; in ihr ist eine ganz besondere Art von Naturstudien, nicht bloss der Krankheiten, sondern auch der Genesung und der Heilmittel."

Nach dem eben Angeführten wird es gerechtfertigt erscheinen, dass diese Worte, durch welche ich die Gründung einer Akademie der Aerzte zu empfehlen wünschte, nicht bloss an die Aerzte, sondern auch an die Studirenden gerichtet sind. In der That würden die Interessen der Studirenden durch die Errichtung einer solchen Anstalt sehr wesentlich mit berührt werden, da dieselbe wahrscheinlich einen nicht unbeträchtlichen Einfluss auf den Standpunkt der medicinischen Wissenschaft und mithin namentlich auch auf den Standpunkt des medicinischen Unterrichts ausüben würde. Ich will diess hier etwas näher zu erörtern suchen.

Herr Professor C. H. Schultz sucht in dem angeführten Aufsatz (die Gestaltung der Medicinal-Reform aus den Quellen der Wissenschaft) den Nachweis zu führen, dass der gegenwärtige medicinische Unterricht von Anfang bis zu Ende als ein gänzlich verkehrter und verfehlter, nur irreleitender angesehen werden müsse. Ich empfehle den genannten Aufsatz der Aufmerksamkeit der Studirenden, da sie über die medicinischen Studien manche nützliche Aufklärungen durch denselben erhalten werden. Ohne jedoch hier in dem Urtheile über den medicinischen Unterricht so weit zu gehen, als es von Schultz geschehen ist, will ich mich, da eine wissenschaftliche Erörterung dieser Frage über den Zweck dieser Blätter hinausgreifen würde, lediglich auf die Behauptung beschränken, dass im gegenwärtigen medicinischen Universitäts-Unterricht ein übermässiger Werth auf Dinge gelegt wird, die für die Praxis einen nur untergeordneten Werth besitzen, während im Gegentheil Dinge, die für die Praxis wichtig sind, auf den Universitäten oft gar

keine Beachtung finden. Es ist sicherlich den Meisten von uns so ergangen, dass sie von der Weisheit der Universitäts-Lehrer und von ihrer eigenen durch die erstere erzeugten während der Zeit des akademischen Unterrichts und der Epoche des Examens leidlich erbaut waren. Schon die ersten Monate der Praxis versetzen aber oft dem Nimbus dieser Erbauung einen gewaltigen Stoss, und in der Regel reichen die nächstfolgenden Jahre dazu aus, um die Schuppen vollends von den Augen zu lösen und zu zeigen, wie nichtig und windig es mit der auf den Universitäten feilgebotenen Weisheit bestellt ist. Leider wird diese Schuppenlösung nur oft mit sehr bitteren und harten Erfahrungen erkauft. Es liegt darin etwas Betrübendes, aber wahrscheinlich wird es noch sehr vielen Generationen der Studirenden ebenso ergehen, denn man würde eben nicht jung sein, wenn man schon mit allzugrosser Weisheit in die Zukunft zu blicken vermöchte. Doch mögen sich die Studirenden den Rath ertheilen lassen, dass sie wohl thun werden, wenn sie sich nicht allzu einseitig während der Studienzeit auf die Hörsäle und die in ihnen vernommenen Aussprüche beschränken, sondern vielmehr schon bei Zeiten sich Kenntniss darüber zu verschaffen suchen, wie die Praktiker über diese oder jene Dinge in der Medicin denken und urtheilen. Sie werden auf diese Weise manche nützliche Aufklärungen in die Praxis mitbringen, die sie sonst vielleicht erst mit theuern und bitteren Erfahrungen erkauft haben würden.

Was den ersten Theil der obigen Behauptung über den medicinischen Unterricht anlangt, dass nämlich dabei ein übermässiger Werth auf Dinge gelegt wird, die für die Praxis einen nur untergeordneten Werth besitzen, so erscheint mir, offen gestanden, die gegenwärtige Generation der Studirenden, eben dieses Umstandes wegen, als besonders beklagenswerth. Es wird denselben heutzutage ein solcher Wust von physiologischen Hypothesen, von chemisch-mikroskopischen Analysen, von pathologisch-anatomischen Dogmen und diagnostischen Spitzfindigkeiten aufgetischt und eingetrichtert, dass sie nothwendig mit einer Begriffsverwirrung an der Schwelle der Praxis anlangen müssen, die nicht allein für sie selbst, sondern natürlich noch viel mehr für die unglücklichen Kranken, welche als erste Heilobjecte von der auf diese Begriffsverwirrung gepfropften Therapie getroffen werden, etwas sehr Unheimliches haben wird. Denn was für einen Anhalt für das therapeutische Handeln sollen

diejenigen besitzen, denen die pathologische Anatomie als „das einzige Positive in der Medicin“ bezeichnet, die Lebenskunde auf chemische und physikalische Gesetze reducirt und als die wichtigsten Aufschlüsse über das Wesen der Krankheiten chemische Analysen und physikalische Zeichen gepriesen werden. Die angehenden Aerzte mögen sich warnen lassen, wenn sie auf diese ihnen für Geld verkauften medicinischen Theorien loszukuriren gedenken. Die Wirklichkeit wird ihren Irrthum sehr bald berichtigen, wenn sie glauben, dass klinische Künsteleien für den Bereich der Bauerstuben eine brauchbare Hülfe sind, oder wenn sie meinen, dass der Heilerfolg sich nach den Lehrsätzen anatomischer oder chemischer Liebhabereien richte. Es ist dies der Unterschied zwischen Schule und Wirklichkeit, den ich bereits an einem andern Orte (Notizen f. prakt. Aerzte I. S. 114) angedeutet habe.

Ich werde jetzt einen Beleg für den zweiten Theil der obigen Behauptung bringen, nämlich dafür, dass Dinge, welche für die Praxis wichtig sind, auf den Universitäten oft gar keine Beachtung finden. Dass die von Johann Gottfried Rademacher gegebene Darstellung der Erfahrungsheillehre von den Aerzten als etwas für die Praxis Wichtiges angesehen wird, möchte wohl dadurch zur Genüge erwiesen sein, dass nicht allein in kurzer Zeit die dritte Auflage jenes Werkes nöthig wurde und dasselbe sich in den Händen fast eines jeden Arztes befindet, sondern dass auch die von Rademacher empfohlenen Präparate gangbare Artikel in allen Apotheken geworden sind. Erkundigt man sich dagegen, wie es bei den Studirenden mit der Kenntniss des Rademacher'schen Werkes steht, so findet man, dass nicht nur sehr Wenige von diesen in dem Besitze desselben sind, sondern dass es Vielen kaum dem Namen nach, Manchen gar nicht bekannt ist. Muss es nicht als auffallend erscheinen, dass Dinge, welche bei den Praktikern eine fast allgemeine Beachtung gefunden haben, den Studirenden nur in so geringem Grade bekannt sind? Doch geht es mit dieser Erscheinung ganz natürlich zu. Die Studirenden bekommen nämlich weder in den Hörsälen, noch in den Kliniken irgend etwas von Rademacher zu hören, geschweige einen Versuch nach dessen Lehre zu sehen. Ich könnte hier zur Charakteristik des Gesagten das Urtheil eines Hochschullehrers über Rademacher's Werk, da dieses Urtheil schwarz auf weiss vorhanden ist, ausführlich

wiedergeben. Da jedoch die Ausführlichkeit hierbei nichts zur Sache thut, so will ich nur kurz den Inhalt dieses professoralischen Ausspruchs mittheilen. Derselbe lautet im Wesentlichen folgendermassen: Aus Rademacher's Werk geht deutlich hervor, erstens dass derselbe ein durch und durch aufrichtiger Mann, zweitens dass er ein denkender, scharfsinniger und sehr logischer Kopf ist, drittens dass er mit seiner Heilmethode ungewöhnlich glückliche Erfolge erreicht hat. Gleichwohl glaubt der Herr Professor, dass Rademacher, dem er übrigens die vollste Hochachtung nicht versagen will, sich in einer Selbsttäuschung verstrickt habe und dass demnach die Behauptungen desselben — natürlich ohne das Geringste darüber versucht zu haben! — für Illusionen zu halten seien, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil sie von den bisherigen Lehren der Medicin bedeutend abweichen. — Natürlich wäre ein einziger zweckmässiger Versuch über die Behauptungen des Arztes von Goch mehr werth gewesen, als der gesammte Inhalt dieser subjectiven Vermuthungen; indessen wird man es nach der in jenem Ausspruche angewandten Schlussfolgerung erklärlich finden, dass die Studirenden weder vom Katheder, noch an den klinischen Krankenbetten von Rademacher etwas zu hören bekommen.

Es ist hier nicht der Ort, über den Werth der Rademacher'schen Erfahrungsheillehre mich weiter zu verbreiten. Doch kann ich diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne wenigstens noch ein paar Worte hierüber hinzugefügt zu haben. Ich erachte diess für nicht ganz überflüssig, weil bereits genügende Beweise dafür vorliegen, dass einige Leute den armen Rademacher für die Mängel ihrer eigenen Logik verantwortlich zu machen gedenken, weil sie den Fussstapfen desselben nicht zu folgen im Stande sind, welche er als ehrlicher Mann ihnen nur angedeutet und nicht als eine schon ausgetretene Spur zu hinterlassen vermochte. Man hat sich nämlich sattsam darüber gewundert, dass Rademacher die Krankheiten danach unterscheidet, je nachdem sie durch Eisen, Kupfer, Salpeter, Zink, Brechnuss, Schöllkraut oder andere Mittel heilbar sind, und dass er diesem Principe nach z. B. bei den Leberleiden Brechnuss-, Quassia-, Schöllkraut-, Safran-Leberkrankheiten u. s. w. unterscheidet. Bei der Verwunderung hierüber hat man indessen ganz übersehen, dass über die Anwendbarkeit dieses Unterscheidungsprincips für die Krankheiten wirklich gar nicht mehr zu

streiten ist, aus dem einfachen Grunde, weil dieses Unterscheidungsprincip bereits ein allgemein angewendetes und anerkanntes ist. Jeder medicinische Schüler weiss, dass das einzig sichere Unterscheidungsmerkmal der unter den verschiedensten Symptomen und Formen proteusartig auftretenden Malaria-Krankheit oder der Febris intermittens ihre Heilbarkeit durch das Chinin ist. Hiernach ist kein vernünftiger Grund vorhanden, dass man dasselbe Recht, welches man der Intermittens und dem Chinin eingeräumt hat, nicht auch anderen Krankheiten und anderen Heilmitteln einräumen, d. h. auch für andere Krankheiten ihre Heilbarkeit durch gewisse Stoffe als das sicherste Merkmal ihrer Unterscheidung zulassen sollte. Wenn aber Rademacher sich enthalten hat, andere Zeichen als ebenso zuverlässig wie die Probe der Heilung zu octroyiren, weil er eine solche Zuverlässigkeit in der Wirklichkeit nicht vorfand, so macht diese Enthaltsamkeit seiner Aufrichtigkeit ebenso wie seinem Verstande nur Ehre. Da verlangen nun jene klugen Leute, er solle ihnen eine Brechnuss- oder Schöllkraut-Leberkrankheit etc. durch schulgerechte diagnostische Zeichen erläutern, und begreifen nicht, dass eben das Aufgeben einer Diagnose, welche nur nach den Begriffen der Schule, aber nicht nach den Proben der Wirklichkeit eine Zuverlässigkeit besitzt, einen wesentlichen Theil des Werthes der Rademacher'schen Lehre ausmacht. — Ich kann den Studirenden hiernach nur sagen, dass sie wohl thun werden, sich nicht daran zu kehren, ob Rademachers Erfahrungsheillehre vor den Augen der Professoren Gnade gefunden hat oder nicht, sondern dass sie sich vielmehr das Werk anschaffen und es nicht bloss flüchtig, sondern mit Aufmerksamkeit studiren. Es wird ihnen sehr zu Nutzen kommen, wenn sie die Kenntniss desselben mit in die Praxis bringen. Zum Belege dieser Behauptung will ich hier nur kurz zwei Thatsachen aus meiner Erfahrung berühren. Ich sah einst ein blühendes Mädchen von 17 Jahren, das einzige Kind ihrer Eltern, an der Ruhr sterben und ich kann sagen, dass dieser Todesfall mich damals tief ergriffen hat. Die Kranke war nach den Regeln der Schule mit Opiaten, Dower's Pulver etc. behandelt worden, doch vermochten dieselben den heftigen Tenesmus nicht zu besiegen. Ich habe später in ähnlichen Fällen niemals einen schlimmen Ausgang und fast ohne Ausnahme binnen 24 oder 48 Stunden Genesung eintreten sehen, wo die Behandlung nach Rade-

machers Vorschrift mit Natron nitricum geschehen war. — Vor noch nicht gar zu langer Zeit hatte ich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, ein in wie hohem Grade schmerzhaftes und marterndes Leiden eine heftige Kopfrose ist. Das Auge des Kranken wird die Hand segnend lohnen, welche ihm in diesen furchtbaren Qualen eine rasche Hülfe zu bieten vermag. Die Schule aber sagt darüber nichts, welches aus der Legion von Mitteln, welche bei der Behandlung der Kopfrose für „rationell" erklärt worden sind, zu jenem Zwecke das sicherste sei. Da sich nun wahrscheinlich die Zöglinge der Schule vergeblich darüber den Kopf zerbrechen, den armen Kranken aber ohne Hülfe in seinen Schmerzen daliegen lassen werden, so rathe ich ihnen, Rademachers Werk nachzulesen. Dort werden sie finden, womit man in einem solchen Leiden, wofern demselben eine Gehirnaffection zu Grunde liegt, am Sichersten und Raschesten zu helfen vermag.

Aus dem Gesagten möchte so viel hervorgehen, dass allerdings die Errichtung einer Akademie der Aerzte auch für die Studirenden von Wichtigkeit sein würde. Wir haben eben gesehn, dass die Ansichten, welche dem medicinischen Universitätsunterrichte zu Grunde gelegt sind, keineswegs immer mit den Ansichten übereinstimmen, welche sich als das Ergebniss der Erfahrung bei den Praktikern herausstellen. Eine Akademie der Aerzte würde daher nicht nur überhaupt eine nützliche Nebenbuhlerin für die Universitäten in der Pflege und Fortbildung der Heilkunst abgeben und hierdurch wahrscheinlich auch auf die Gestaltung des medicinischen Universitätsunterrichts eine heilsame Rückwirkung ausüben, sondern sie würde den Studirenden jedenfalls dadurch nützlich werden, dass sie ihnen Gelegenheit gäbe, zwischen den Ansichten der Hochschullehrer und denjenigen, welche sich aus dem zusammenwirkenden Urtheile der Praktiker als Endresultat ergeben haben, eine vergleichende Parallele ziehen zu können.

III.

Nachdem gezeigt worden ist, dass 1) eine Autoritäten-Akademie nicht dem Zwecke genügt, die Aerzte fortzubilden, dass 2) die Universitäten bisher weder dem Zwecke entsprochen haben, Aerzte gehörig vorzubilden, noch dem, die ärztliche Kunst genügend fortzubilden, kann es als erwiesen betrachtet werden, dass die Errichtung von besonderen Anstalten, welche den doppelten Zweck verfolgen, die Heilkunst fortzubilden und die Aerzte fortzubilden, als etwas Wünschenswerthes gelten muss. Ich komme nunmehr auf die Einrichtung zu sprechen, unter welcher ich mir, jenen Zwecken gemäss, die Akademie der Aerzte gedacht habe. Es braucht nicht erst erwähnt zu werden, dass die Analogien für eine solche Anstalt bereits in manchen wissenschaftlichen Vereinen der Aerzte vorhanden sind. Namentlich ist der Gedanke, das Mittel der Association für die Förderung der medicinischen Wissenschaft zur Anwendung zu bringen, durch den praktischen Geist der Engländer bereits in beträchtlichem Umfange zur Ausführung gebracht worden. Die grossen Vereine der Medical and Chirurgical Society of London, der Provincial Medical and Surgical Association, der National Medical Association von Nordamerika, der Academy of medecine and Surgery zu New-York sind Gesellschaften, welche der Akademie der Aerzte, wie ich deren Einrichtung mir vorgestellt habe, am Nächsten kommen. Es würde daher ein nützliches Werk sein, wenn Jemand, wozu hier nicht der Raum übrig ist, durch eine Zusammenstellung der Einrichtungen aller bis jetzt für die Pflege der Heilkunst be-

standenen und noch bestehenden ärztlichen Gesellschaften, eine vergleichende Uebersicht über die verschiedenen Mittel und Wege, durch welche die Förderung der medicinischen Wissenschaft von diesen Seiten bisher erstrebt worden ist, geben wollte. Eine Anstalt in der Ausdehnung, in welcher ich mir die Akademie der Aerzte gedacht habe, ist indessen, meines Wissens, bis jetzt noch nirgends verwirklicht worden. Derselbe würde dasselbe Princip wie der englischen Provincial Medical and Surgical Association und der amerikanischen National Medical Association zu Grunde gelegt sein, dass der Bereich ihrer Mitglieder nicht auf einen einzelnen Ort beschränkt, sondern vielmehr auf das gesammte Land ausgedehnt wäre. Die Aufgabe der Mitglieder würde es sein, durch die gleichzeitigen über das ganze Land ausgedehnten Beobachtungen und den Austausch ihrer Erfahrungen hierüber den Standpunkt der wissenschaftlichen Erkenntniss zu fördern. Um dieser Aufgabe mit Erfolg nachstreben zu können, müsste natürlich die Akademie vor Allem im Besitze eines oder mehrerer Krankenhäuser sein, da diese durch die Concentration einer grossen Zahl von Gegenständen für die Krankheitsbeobachtung, immer die reichhaltigsten und ergiebigsten Hülfsmittel für die wissenschaftliche Forschung in der Medicin darbieten werden. Hieran würden sich Sammlungen, welche zur Erläuterung der Beobachtungen dienen, anatomische, pathologische, pharmakalogische, naturwissenschaftliche, Bibliotheken etc. anreihen. Dies wären diejenigen Einrichtungen, welche in den verschiedensten Theilen des Landes in gleicher oder ähnlicher Weise zur Ausfürung kommen könnten und welche daher als die verbreiteteren Hülfsmittel zur Erreichung des erwähnten Zweckes anzusehn sein würden, wozu natürlich auch der Austausch der Ansichten und Erfahrungen zwischen den einzelnen Mitgliedern in Schrift oder Wort, gemeinsame Arbeiten in kleineren oder grösseren Kreisen etc. zu rechnen sein würden. Hiermit sollten jedoch die für die Akademie bestehenden Einrichtungen noch nicht abgeschlossen sein, sondern vielmehr hierzu noch eine andere Anstalt hinzutreten, deren Ausführung aber allerdings nur an einzelnen oder einem der grösseren Orte lohnend oder möglich sein würde. Um nämlich die Aufgabe, die Heilkunst und die Aerzte fortzubilden, sicherer zu fördern, würde es zweckmässig sein, hierzu besonders befähigte Kräfte ausschliesslich zu gewinnen, was durch die Errichtung besoldeter Lehr-

stühle für die Akademie wohl am Zweckmässigsten erreicht werden würde. Die Inhaber dieser Lehrstühle würden, ausser der wissenschaftlichen Forschung selbst, nur die Verpflichtung haben, den Mitgliedern der Akademie, welche es wünschen sollten, unentgeltliche Vorlesungen oder Repetitorien über das durch sie vertretene Fach zu halten, und ausserdem die Kenntniss desselben durch zeitweise Berichte über die Fortschritte desselben zu erleichtern. Es würde diesen akademischen Lehrern beispielsweise auch die Aufgabe zukommen, die vorhandenen Sammlungen von Zeit zu Zeit für die Aerzte zu erklären, damit dieselben nicht bloss, wie es auf den Universitäten der Fall ist, zur Parade aufgestellt bleiben, sondern wirklich zu einer gemeinnützigen Verwendung gelangen. Diese Anstalt der Akademie würde hiernach, wenn man sich dieselbe für alle wichtigen Zweige der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften mit Lehrstühlen ausgestattet denkt, dem Standpunkt der bisherigen medicinischen Facultäten ungefähr entsprechen. Von der Organisation der letzteren aber würde sich dieselbe dadurch wesentlich unterscheiden, dass sämmtliche Lehrstellen 1) nur durch unmittelbare Wahl der Mitglieder der Akademie und 2) nur auf eine bestimmte Zeit, auf eine Reihe von 2 bis 4 Jahren, oder eine ähnliche Frist, zur Besetzung gelangten.

Durch diese Organisation würde die Akademie der Aerzte einen wesentlichen Vorzug sowohl vor der Autoritäten-Akademie, als auch vor den Universitäten besitzen. Während sie sich von der ersteren dadurch unterscheidet, dass sie, statt sich auf eine bestimmte Mitgliederzahl zu beschränken, vielmehr auf die unbeschränkte Theilnahme aller Aerzte gestützt ist, wird sie, indem sie einen grösseren Kreis von wirkenden Kräften umschliesst, zugleich auch einen grösseren Reichthum, eine grössere Mannichfaltigkeit der Mittel für ihre Zwecke gewinnen können. Während sie andrerseits von den Universitäten sich dadurch unterscheidet, dass ihre sämmtlichen Mitglieder auf gleicher Stufe befindliche, nur solche sind, welche ein gereiftes Urtheil, Uebung und Erfahrung schon mitbringen, und welche desshalb auch alle gleichberechtigt sind, kommt ihr der Vortheil zu statten, dass ihren Mitgliedern neben dem Bewusstsein des Zweckes auch die Macht, die Mittel für denselben selbst zu wählen und zur Ausführung zu bringen, gegeben ist. In diesem absoluten Selfgovernment, wel-

ches nicht auf eine kleine Schaar der Notablen beschränkt, sondern auf einen weiteren Kreis der geprüften sachverständigen Fachgenossen ausgedehnt ist, ist der Vorzug enthalten, welchen die Akademie der Aerzte vor den ähnlichen Anstalten zur Förderung der medicinischen Wissenschaft voraus haben würde. So ist z. B. allein schon in der Besetzung sämmtlicher Lehrer- oder sonstigen Beamtenstellen durch die unmittelbare Wahl der Mitglieder, wobei die Gelegenheit zu einer öfteren Erneuerung dieser Kräfte offen gelassen ist, ein nicht unbeträchtlicher Vortheil gegen diejenigen Anstalten gegeben, welche, sei es ihrer Bestimmung, sei es ihrer Mittel wegen, eine gewisse Stabilität behaupten müssen, oder aber dem Geschicke unterworfen sind, nur von oben her geleitet und beamtet zu werden. Es wird dieser Vortheil wohl kaum noch eines weiteren Beweises bedürfen, wesshalb ich mich darauf beschränken will, denselben durch ein einziges Beispiel zu erläutern. Es sind eine grosse Zahl von Cholerahospitälern errichtet worden und man hat in denselben verschiedentliche Leute mit hochberühmten und weniger berühmten Namen, nicht durch Wahl von unten herauf, sondern von oben herab angestellt. Die Erfahrung hat indessen gelehrt, dass alle diese Herren weder über das Wesen der Cholera, noch über die Behandlung derselben irgend etwas Befriedigendes ermittelt haben. Denken wir uns nun, an der Stelle dieser von oben her octroyirtrn Cholerabeobachter, deren Hauptbefähigung oft nur darin gesucht werden konnte, dass sie bereits 6 bis 7 Aemterchen zum Nachtheil der Menschheit zu cumuliren verstanden, denken wir uns an der Stelle dieser Herren*) durch die Wahl der Aerzte einen Ra-

*) Leider ist die Charakteristik der Besetzung der Cholera-Hospitalstellen hiermit noch nicht abgeschlossen, sondern, wie ich so eben aus einem während des Druckes erschienenen Artikel der medic. Centralzeitung ersehe, sind unter unserer glorreichen Medicinalverwaltung noch andere Dinge möglich geworden. Die med. Centralzeitung berichtet unter d. 22. August 1849 Folgendes: „Eigenthümlicher Art scheinen die Principien zu sein, nach denen unsere Behörden mit der Anstellung der Assistenz-Aerzte an den Cholera-Hospitälern verfahren. An einem derselben fungiren zwei Assistenten, von denen der eine nicht in Berlin ansässig, der andere weder promovirt, noch approbirt ist, also nicht das geringste Recht zur Praxis hat; an einem andern Hospitale ist ein Assistent angestellt, der ebenfalls sein Staatsexamen noch nicht abgelegt hat. Wir fragen die Behörde hiermit, ob von den hiesigen, jüngeren praktischen

demacher in das Choleralazareth berufen, so ist es als wahrscheinlich zu betrachten, dass wir durch die natürliche Beobachtungsgabe eines solchen Mannes (der leider in seiner Privatpraxis nur eine geringe Zahl von Cholerafällen zu beobachten Gelegenheit hatte), in einer solchen Stellung ganz andere Aufschlüsse über diese Krankheit zu erwarten haben würden, über welche sich, trotz des unendlichen, in Büchern und in medicinischen Zeitschriften darüber vom Stapel gelassenen gelehrten Kripskrams, die Aerzte noch immer den Kopf zerbrechen. Schon Platò wusste, dass „die schlimmsten und bösartigsten Krankheiten auf einer Verderbniss des Markes beruhen", „weil dadurch der Zusammenhang des ganzen Körpers aufgelöst wird" (s. Lessing, Geschichte d. Med. I. S. 37). Dagegen erblicken unsere heutigen pathologischen Anatomen, mit ihren durch das Mikroscop geschärften Augen, eine katarrhöse und diphtheritische Darmentzündung in der Cholera. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diesen Gegenstand einzugehen, aber die kurze Erwähnung dieses Umstandes mag nicht als überflüssig gelten, weil allerdings gewichtige Gründe dafür vorliegen, dass der über 2000 Jahre alte Ausspruch des Plato weit eher eine Anwendung auf die Cholera verdient, als die durch die anatomische Brille gesehenen Ansichten unserer modernen Pathologen. Wir haben hier ein schlagendes Beispiel, mit welcher Weisheit die Medicin durch die Einseitigkeit der Theilgelehrten befruchtet, und wie die Erkenntniss der Wahrheit in der Heilkunde dadurch aufgehalten und verhindert wird, dass, aus Mangel des Selfgovernments in der medicinischen Welt, die tüchtigen Kräfte derselben entweder gar nicht, oder doch nicht an den geeigneten Stellen zur Benutzung kommen, die statt dessen nur zu häufig durch betitelte Cretins ausgefüllt werden.

Beiläufig will ich hier noch eines anderen Vortheils gedenken, den das Selfgovernment der ärztlichen Akademie

---

Aerzten sich keine zur Besetzung dieser Assistenten-Stellen bereit oder geeignet fanden, oder ob jene Herren sich durch eine so hervorstechende wissenschaftliche Befähigung auszeichneten, dass auf sie vorzugsweise Rücksicht genommen werden musste? Lebten wir nicht, nach den Versicherungen unserer Minister, in einem wahrhaft constitutionellen Staate, wir würden glauben, dass die alten Gespenster des Nepotismus und der Beamten-Willkür noch immer nicht zur Ruhe gekommen sind, sondern nach wie vor ihr ekelhaftes Wesen treiben."

mit sich bringen würde. Wenn nämlich ein Kultusminister, wie der Herr von Ladenberg, der Ansicht huldigt, dass die wissenschaftlichen Leistungen eines Virchow durch die Vorliebe des Letzteren für die Demokratie sehr an Werth verlieren, und er denselben desshalb zwar einerseits unter herzlichem Bedauern, anderseits jedoch nicht ungern von Berlin nach Würzburg ziehen lässt, so liesse sich die Besorgniss des Ministers, eine günstigere Stellung von Virchow nicht verantworten zu können, zugleich mit dem Wunsche Anderer, Virchow für Berlin erhalten zu sehen, einfach dadurch erledigen, dass man ihm einen Tausch seiner Universitätsstellung mit einer Lehrstelle an der Akademie — vorausgesetzt, dass Berlin eine solche besässe — unter gleichem Gehalte, wie in Würzburg, anböte. Denn voraussichtlich würde wohl die Akademie der Aerzte, einer entgegengesetzten Ansicht wie der des Herrn von Ladenberg, nämlich dem Grundsatze huldigen, in ihrem Bereiche Jeden religiös und politisch nach seiner Façon selig werden zu lassen, und also Niemanden einer politischen Ansicht wegen für minder brauchbar zu finden, so lange er seine Pflichten erfüllt und einer Gesetzesübertretung durch die Geschworenen des Volkes — ich meine nicht dergleichen von der Polizei aufgestellte — nicht schuldig gefunden worden ist. Jedenfalls wäre das ein viel wirksameres Mittel als die zu Gunsten Virchow's von der Majorität der Berliner Aerzte eingereichte Adresse, welche der Herr von Ladenberg, wenn er sie überhaupt seines ministeriellen Blickes würdigt, nachher zu den übrigen Acten des Ministeriums legen lässt. Denn was für ein Gewicht auf die Stimme der Aerzte oben gelegt wird, das kann man errathen, wenn man weiss, dass die Aerzte sowohl in den Regionen der obersten Büreausphäre, wie in dem Machtbereich des niedrigsten Subalternbeamten überhaupt nicht als ebenbürtige Staatsbürger, sondern, wie Herr Brefeld (a. a. O. S. 15) sehr richtig sagt, nur als ein „Heloten-Corps“ angesehen und behandelt werden.

Nachdem die Gründe für die Errichtung einer Akademie der Aerzte, die Zwecke und die Einrichtung derselben besprochen worden, ist es meine Pflicht, die Ausführbarkeit des gemachten Vorschlages einer Betrachtung zu unterziehen. Um zunächst mit den materiellen für die Ausführung desselben erforderlichen Mitteln zu beginnen, so bedarf es keiner weiteren Erörterung, dass die Gründung und würdige

Unterhaltung einer so umfangsreichen Anstalt, wie sie oben angedeutet wurde, sehr beträchtliche Geldkräfte in Anspruch nehmen würde. Und doch müssten diese Geldmittel von den Aerzten allein beschafft werden, da die Anstalt ihr ausschliessliches Eigenthum sein und bleiben soll. Es fragt sich also, ob die Beschaffung dieser bedeutenden Mittel durch die Aerzte als etwas Mögliches und Ausführbares oder im Gegentheil als eine Unmöglichkeit anzusehen wäre. Ich glaube, dass kein Grund vorhanden ist, dass Letztere anzunehmen. Erwägt man, dass, wenn auch die Vortheile der Anstalt den am Orte ihrer Centralverwaltung befindlichen Aerzten am Meisten zu Gute kommen würden, dieselbe dennoch durch die Ausbildung und Fortbildung der medicinischen Wissenschaft, durch die Beschaffung geeigneter Hülfsmittel zur Fortbildung der Aerzte und durch die Unterhaltung des wissenschaftlichen Verkehrs überhaupt allen Aerzten nützlich werden würde, erwägt man, dass, wenn von den 5000 preussischen, oder den 15,000 deutschen Aerzten nur die Hälfte, ein Drittheil oder ein Fünftheil für die Errichtung einer solchen Anstalt mitzuwirken gedächten, die Zahl der dafür Wirkenden immer noch eine ansehnliche bleiben würde, erwägt man endlich, dass gerade den Aerzten in mancher Beziehung ein grösserer Einfluss über ihre Mitbürger, als vielen Andern gegeben ist, dass es also nicht zu schwierig sein würde, von Seiten der Aerzte, wofern nur von ihnen mit Eifer dafür gewirkt würde, eine Mithülfe der übrigen Staatsbürger für die Errichtung einer solchen gemeinnützigen wissenschaftlichen Anstalt zu erlangen, so darf es wohl nicht als eine Unmöglichkeit gelten, dass das zur Errichtung dieser Anstalt erforderliche Kapital binnen 10 bis 20 Jahren aufgebracht und die Unterhaltung derselben dann weiter durch fortlaufende Beiträge der Aerzte gedeckt werden könnte. Es handelt sich also jetzt nur noch darum, ob die eben ausgesprochene Voraussetzung, dass sich mindestens ein Fünftheil der Aerzte an der Wirksamkeit für die Gründung und Unterhaltung einer solchen Anstalt betheiligen, und zwar wiederum ein nicht unbeträchtlicher Theil aus dieser Zahl sich mit Eifer betheiligen würde, als eine richtige anzusehen ist. Die Anwendbarkeit dieser Voraussetzung muss um so mehr in Erwägung gezogen werden, da durch die Beschaffung der äusseren Mittel noch keineswegs den Zwecken einer solchen Anstalt genügt sein, sondern die Theilnahme der Aerzte noch mehr in anderer Be-

ziehung, nämlich in Bezug der Mitwirkung für den wissenschaftlichen Verkehr selbst erfordert werden würde.

Wir stehen hier wieder vor dem oben erwähnten Einwande Leubuscher's, dass der Künstler kein Interesse an der Weiterbildung seiner Kunst habe. Indem ich auf die oben hierüber gegebene Erörterung zurückverweise, werde ich sogleich zeigen, dass, soweit es sich aus den Thatsachen nachweisen lässt, die Bedenken gegen die Ausführbarkeit einer Akademie der Aerzte nicht in dem von Leubuscher angeführten Umstande, sondern in einem andern, von ihm nicht erwähnten Grunde zu suchen sind. Es ist allerdings wahr, dass viele Aerzte in der medicinischen Praxis weiter nichts als ein Hausirgeschäft zu erblicken scheinen, wonach sie ihre hauptsächliche oder einzige Aufgabe nur darin suchen, in Receptschreiben und in Hausarztstellen zu „machen", d. h. „Geschäfte"! Andere wiederum vermögen in der Heilkunst nur dann ein Heil zu finden, wenn ihnen dadurch Gelegenheit wird, in den sicheren Hafen eines Gehaltes, sei es von Staats-, Gemeinde- oder Universitätsfond etc., einzulaufen. Es giebt indessen immer noch manche Aerzte, die, wenn sie auch wissen, dass sie ohne einen gerechten Lohn ihrer Arbeit nicht leben können, darum doch noch nicht den Lohn über die Würde ihrer Kunst stellen, sondern die im Gegentheil mehr auf das Leisten als auf das „Machen", mehr auf den inneren Werth ihrer Stellung, als auf die äussere Sicherung derselben Gewicht legen und daher auch kein Bedenken tragen werden, die freie Künstlerschaft dem Lungern nach einem Gehalte nicht nachzustellen. Es ist daher mit Recht anzunehmen, dass von manchen Aerzten, weil sie sich der Würde ihrer Kunst bewusst sind, auch wirklich ein reger Antheil an der Weiterbildung derselben genommen wird und dass demnach von diesen auch eine Mitwirkung für eine Akademie der Aerzte zu erwarten sein würde.

Wenn es sich aber wirklich vielleicht für die Gegenwart besonders ungünstig darin gestaltet haben sollte, dass der Erwerbssinn vor dem Kunstsinn bei den Aerzten vorherrscht, so ist die Schuld dieser Erscheinung nicht allein den Aerzten in Person, sondern grösstentheils der Staatsverwaltung beizumessen. Haben sich etwa die Aerzte als Gewerbtreibende proklamirt? Nein, von Staatswegen sind sie, wenigstens in Preussen, als solche proklamirt worden. Es ist diess die grossartige Anschauungsweise

der Staatsbehörden, deren Grundlage auf die bekannte Art der Schlussfolgerung in jenem Satze zurückzuführen ist: die Menschen essen um zu leben, folglich leben die Menschen um zu essen. Die Staatsweisen haben nämlich folgendermassen geschlossen: die Menschen erwerben um zu leben, folglich leben die Menschen um zu erwerben, folglich bildet der Erwerb die Hauptsache im Leben der Menschheit, folglich müssen die Staatseinrichtungen zunächst und zumeist auf die Berücksichtigung des Erwerbes gestützt sein. Es ist diess die Auschauung, welche sich in der gesammten Gewerbebesteuerung wiederspiegelt, die in ihrer Consequenz dahin geführt hatte, dass sich der Staat bei der Ausübung irgend eines Gewerbes oder irgend einer Kunst, auch mit Einschluss der ärztlichen, sonst um nichts weiter bekümmerte, nichts weiter seiner Berücksichtigung werth hielt, als dass das Gewerbesteuerpatent dafür bezahlt wurde. Wenn solche Ansichten durch die Staatsverwaltung bis in die letzten Adern des menschlichen Lebens eingeimpft und zur Geltung gebracht sind, so darf man sich über den Erfolg dieses Experiments nicht wundern, wenn man statt Menschen nur Erwerblüstlinge, Hausirer und Fabrikanten, die „machen", vorfindet. Wenn z. B., wie es bei dem neuesten Wahlgesetz für Preussen geschehen, von Staatswegen der Groschenbesitz als das Wichtigste proklamirt wird, worauf es am Meisten ankommt und was allein zu berücksichtigen ist, so gehört wirklich kein glänzender Verstand dazu, um zu errathen, dass eine solche Ansicht kein Mittel ist, die Menschheit zu veredeln und zu bessern, sondern nur eins, sie im Schmutze zu befestigen. Und das geschieht im christlichen Staate, dass das Gesetz des Mammons zur Grundlage der geistigen Rechte gemacht wird! Denn als ein anderes Recht wird man doch die Volksvertretung nicht auffassen können. —

Wenn sich hieraus ergiebt, dass das Gesunkensein mancher Verhältnisse, namentlich auch der ärztlichen, grossentheils den verkehrten Massregeln der Staatsverwaltung Schuld zu geben ist, denn leider muss man gestehn, dass zu der Zeit des grossen Kurfürsten und nachmals unter Friedrich Wilhelm I. eine höhere und richtigere Auffassung von der Bedeutung der Medicin durch die Staatsbehörden bekundet worden ist, als die letztvergangenen preussischen Kultusministerien, und auch das gegenwärtige, es haben wahrnehmen lassen, so erhellet es um so mehr, dass eine

Gleichgültigkeit gegen die Weiterbildung der Kunst nicht das Natürliche, sondern das Unnatürliche für eine Künstlerstellung darstellt, und dass mithin auch die Stellung des Arztes an und für sich zu der Befürchtung, er würde für die Errichtung einer Anstalt zur Weiterbildung seiner Kunst kein Interesse haben, keinen Raum geben kann. Es sind hiernach nicht in dem mangelnden Interesse, sondern in einem anderen Grunde, nämlich in dem mangelnden Gemeinsinn die Schwierigkeiten zu suchen, welche der Ausführung des gemachten Vorschlages hemmend in den Weg treten. Ueber das Vorhandensein dieser Thatsache, nämlich über den Mangel an Gemeinsinn unter den Aerzten, wird es eines weiteren Nachweises nicht erst bedürfen, da noch erst die Geschichte der jüngst verflossenen Vergangenheit die schlagendsten Belege dafür geliefert hat, und ja schon längst dieser besonders unter der ärztlichen Welt hervortretende Mangel an Einigkeit und Gemeinsinn fast sprichwörtlich geworden ist. Nicht überflüssig aber möchte es sein, die Ursachen dieser Erscheinung einer kurzen Untersuchung zu unterwerfen. In der Regel wird dieser Mangel an Einigkeit und Gemeinsinn den Aerzten gewissermassen als ein moralischer Vorwurf angerechnet, aber ich glaube, dass man bei dieser Art der Auffassung die eigentlichen Quellen jener Erscheinung übersieht und daher den Aerzten zum Theil Unrecht thut. Zunächst muss es berücksichtigt werden, dass die eigenthümlich gebundene und mühselige Stellung des Arztes es ihm allerdings mehr als jedem Anderen erschwert, seine Kräfte einer anderweitigen gemeinnützigen Wirksamkeit, namentlich wenn dieselbe eine öftere Abwesenheit aus seinem Berufe bedingt, fortdauernd zu widmen, und dass dieses Hinderniss auch für den Verkehr mit den Fachgenossen mit in Anschlag zu bringen ist. Wenn sich nun aber, auch abgesehen hiervon, besondere Schwierigkeiten gezeigt haben, um ein einiges und ein gemeinnütziges Zusammenwirken unter den Aerzten zu Stande zu bringen, so ist, wie ich glaube, die Ursache dieser Erscheinung in zwei Umständen zu suchen, welche eine ziemlich genügende Erklärung derselben geben dürften, nämlich in der Unsicherheit der ärztlichen Kunst und in der Unsicherheit der ärztlichen Stellung. Wir alle wissen es, dass bis jetzt weder über die Erkennung, noch über die Heilung der Krankheiten ein Codex existirt, der als allgemein gültiges Gesetz anerkannt wäre, und dass es überhaupt ungewiss ist, ob ein solcher Codex jemals aufge-

stellt werden könnte. Hiernach ist den subjectiven Ansichten der Aerzte ein unendlich weiter Spielraum gegeben. Jeder Arzt handelt nach seiner eigenen Ueberzeugung, die er natürlich für die beste hält, während ihm die davon abweichenden Ansichten theils als minder gute, theils als geradezu werthlose oder verkehrte erscheinen. Da aber eine objective Entscheidung über die Richtigkeit abweichender Ansichten bei den Aerzten nur in den seltneren Fällen möglich ist, so ergiebt sich, welche Hindernisse die Summe dieser gleichberechtigten und besten Ueberzeugungen der Einigkeit und dem Zusammenwirken unter den Aerzten entgegenstellen muss, da natürlich die Ansichten zum Theil von ganz verschiedenen Principien ausgehen, wodurch jedes Mittel zu einer Verständigung von vornherein abgeschnitten wird. Der zweite der erwähnten Umstände, die Unsicherheit der ärztlichen Stellung, ist etwas nicht minder Bekanntes. Diese Unsicherheit der ärztlichen Stellung beruht im Wesentlichen darauf, dass sich die Leistungen der Kunst, wenigstens im Gebiete der innern Medicin, nur in seltneren Fällen mit Bestimmtheit nachweisen lassen. Nicht sichtbare und bleibende Gebilde sind es, die der Arzt als untrügliche und unbestreitbare Beweise seiner Wirksamkeit vorführen und auf denen er sicher fussen könnte, sondern er ist vielmehr fast ausschliesslich an den zarten Faden des persönlichen Vertrauens, an das schwankende Rohr des Rufes gebunden, welches leicht ein einziges Wort, und wie viel leichter das eines anderen Sachverständigen, biegen und brechen kann. Diese beiden Umstände zusammengenommen, sind es, welche nicht nur ein einiges Zusammenwirken unter den Aerzten sehr erschweren, sondern auch eine gewisse Scheu, eine Art von Misstrauen dagegen bei den Aerzten zu erzeugen im Stande sind, um in ärztlichen Dingen mit den Fachgenossen zu verkehren, so dass bei einer grossen Zahl eine Vorliebe dafür entsteht, sich jeder engeren Verbindung mit den Fachgenossen zu enthalten und lieber für sich zu bleiben. Rechnet man hierzu noch, dass wirklich manche Aerzte gemein genug sind, die erwähnten Umstände, die Unsicherheit der Heilkunst und die Unsicherheit der ärztlichen Stellung dazu auszubeuten, um mit den plumpen Mitteln des rohen, oder den gleissnerischen Mitteln des feinen Egoismus ihre Collegen herabzusetzen, ihren Ruf zu schmälern und ihnen die Bissen der Praxis abzujagen, so wird hierdurch die Lust zu einem Verkehr mit den Fachgenossen

oft noch mehr getrübt und geschmälert werden müssen. Nach diesen Grüuden wird man wegen des unter den Aerzten wahrgenommenen Mangels an Harmonie nicht sofort den Stein auf dieselben werfen dürfen, sondern vielmehr anerkennen müssen, dass allerdings einem einigen Zusammenwirken unter ihnen manche im Wesen der Medicin und im Wesen der ärztlichen Stellung begründete Schwierigkeiten im Wege stehn.

Jedoch diese Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich. Das haben die unter den englischen Aerzten zu Stande gekommenen Vereinigungen bewiesen. Es ist daher kein vernünftiger Grund vorhanden, anzunehmen, dass diese Schwierigkeiten nicht auch in andern Ländern überwunden und dort dasselbe sollte zur Ausführung gebracht werden können, was in England und Amerika für ein erspriessliches Zusammenwirken der Aerzte zu collegialischen und wissenschaftlichen Zwecken bereits zur Ausführung gebracht ist. Zwar wissen wir, dass in Deutschland am Wenigsten von dem Gemeinsinn sanguinische Hoffnungen gehegt werden dürfen; indessen konnte es kein Abhaltungsgrund sein, einen nützlichen Vorschlag wenigstens anzuregen, wenn auch die Ausführung desselben nicht als eine baldige in Aussicht steht. Es geht mich hier vorläufig nichts an, ob die deutschen Aerzte vielleicht erst in einigen Jahrhunderten auf den Standpunkt kommen werden, sich zu einem gemeinsamen Wirken zu verbinden, um dadurch ihre Kunst vollkommener und für die Menschheit segensreicher zu machen. Hier kam es nur darauf an, die Ausführbarkeit, die Nützlichkeit und den Werth des gemachten Vorschlages zu erweisen, und diese bleiben natürlich von der Zeit seiner Ausführung unabhängig. Dass aber diese Ausführung nicht für alle Zeiten von der Hand zu weisen sein möchte, dafür giebt es, wie ich glaube, einen ziemlich gewichtigen Grund. Es ist vorauszusehen, dass unter den Verhältnissen der unbeschränkten Concurrenz, so lange die Zerrissenheit unter den Aerzten fortbesteht, das Sinken des ärztlichen Standes nothwendig immer mehr zunehmen und mit der Schmälerung der äusseren Sicherheit zugleich auch die Mittel für die Erhaltung der geistigen Würde immer schwieriger werden müssen. Dieses Sinken wird so lange und bis zu einem solchen Grade fortschreiten, bis endlich doch die Nothwendigkeit eintreten wird, durch ein gemeinschaftliches Zusammenwirken des Standes eine Hülfe dagegen zu suchen. In der That liegt aber, gegenüber den

Folgen der freien Concurrenz, deren Grundsatz nicht aufzugeben sein dürfte, das einzige ausreichende Mittel, um einen Stand in einer würdigen Stellung zu erhalten, darin, dass derselbe aus der absoluten Zerrissenheit der Einzelnen zu einem moralischen Zusammenwirken übergeht. Mag man daher immerhin über den gemachten Vorschlag hinweggehn mit dem Ausspruch: „der Gründung einer Akademie der Aerzte schiene der rechte Boden zu fehlen". Ich will gern zugeben, dass der Boden für eine solche Anstallt bis jetzt unter den deutschen Aerzten nur ein geringer sein mag, indessen lässt es sich mit ziemlicher Bestimmtheit prophezeien, dass einst eine Zeit kommen werde, wo auch die Wissenschaft von dem Gemeinsinn der Praktiker gebieterisch ihren Tribut fordern wird.

Die Aussicht für die Ausführung des gemachten Vorschlages gestaltet sich übrigens dadurch günstiger, wenn man erwägt, dass es keineswegs nöthig ist, die Vereinigung der Aerzte zu wissenschaftlichen Zwecken und namentlich die angedeutete Lehranstallt der Akademie der Aerzte von vornherein in ihrer vollständigen Ausdehnung hinzustellen. Vielmehr kann man klein anfangen, um mit der Zeit desto sicherer und dauernder Grosses daraus zu gestalten. Auch in Deutschland sind uns ja bereits an manchen Orten die Beweise davon gegeben, welche nützliche Resultate durch das Zusammenwirken der Aerzte in Gesellschaften erreicht werden können. Es fehlt bis jetzt nur an der Verallgemeinerung und der Concentration solcher Vereinigungen. Denn die bisherigen grössern Vereinigungen, wie sie die jährlichen Versammlungen der Naturforscher und Aerzte darstellen, haben einen zu wechselnden und flüchtigen Charakter, als dass sie genügende und ausreichende Resultate des wissenschaftlichen Zusammenwirkens darbieten könnten. Dagegen hätte in den Metropolen der Intelligenz für den angedeuteten Zweck Manches geschen können. Wenn z. B. die 500 Aerzte von Berlin sämmtlich das geringe Opfer, welches der Verein der Aerzte und Wundärzte seinen Mitgliedern auferlegt, das Opfer eines jährlichen Beitrages von nur zwei Thalern darzubringen bereit wären, so hätte, bei den mannigfachen übrigen Hülfsmitteln, welche die Residenz darbietet, längst ein guter Anfang zu einer Akademie der Aerzte gewonnen werden können. Aber leider ist est hier mit dem Gemeinsinn trauriger als irgendwo anders bestellt, und es scheint wirklich, dass der Majorität der Berliner Aerzte

nicht einmal zu einer Vereinigung für die allernächst liegenden Interessen der Aerzte, geschweige für die der Wissenschaft, ein solches Opfer genehm ist!

Diess führt uns zu der Erwähnung der tragischen Schicksale, welche der Medicinalreform in Berlin zu Theil geworden sind. Die Bezeichnung tragisch verdienen diese Schicksale, wenn man die Grösse der in Berlin vorhandenen Mittel mit der Geringfügigkeit des Erfolges zusammenhält. Die Erwähnung dieser Vorgänge mag um so mehr gerechtfertigt sein, da von einer Seite (Kalisch, Materialien zur neuen Medicinal-Verfassung Preussens I. Heft Berlin 1849) behauptet worden ist, dass das Tragische dieser Vorgänge sich bis zu einem gegenseitigen Desavouiren der für die Reform wirkenden Gesellschaften erstreckt habe. Diese Bezeichnung möchte indessen nicht die ganz richtige sein. Die unter No. II. mitgetheilte Beilage wird es bezeugen, ob nicht von einer Seite statt des Desavouiren vielmehr ein aufrichtiges Bedauern über die vorgekommenen logischen Fehler ausgesprochen und mit redlichem Willen alles Mögliche für das Zustandekommen einer compacten Vereinigung unter den Aerzten aufgeboten worden ist. Wenn diese Vereinigung nicht zu Stande gekommen ist, so mögen sich diejenigen die Schuld davon beimessen, die sich für zu klug oder für zu vornehm gehalten haben, den ihnen dargelegten Gründen ein Gehör zu schenken. Dass aber bei der Wirksamkeit der Berliner Aerzte für die Medicinalreform bedeutende logische Irrthümer auf allen Seiten vorgekommen sind, lässt sich um so weniger läugnen, da die Wirklichkeit diese Irrthümer bereits zum Theil auf eine sehr schlagende Weise berichtigt hat. Der Verein der Aerzte und Wundärzte hatte von vornherein einen Fehlschritt gethan, indem er sich dem Glauben hingab, die Berliner Aerzte würden ihm freudig oder wenigstens freundlich entgegen kommen, um sich an den Reformbestrebungen nach den Grudsätzen einer solidarischen Vereinigung unter den Kunstgenossen sofort zu betheiligen. Diese Voraussetzung war aber wie eine Rechnung ohne den Wirth gemacht, da nach der Wirklichkeit die Zerrissenheit und Zerfahrenheit der Berliner ärztlichen Welt als die bestimmteste und untrüglichste Thatsache vorlag. Es rächte sich daher sehr bald, dass de-Rath der Minorität, welche für das erste öffentliche Auftreten des Vereins eine grössere Vorsicht empfahl, unbeachtet blieb. Denn sogleich bei der ersten, von dem Vereine eingeladenen Generalversammlung zeigte es sich, dass, statt

eines freundlichen Entgegenkommens, die Absicht, dem Verein zu schaden und ihn, wo möglich, sogleich in seinem Entstehen zu vernichten, bei den eingeladenen Collegen die vorherrschende war. Die bedauerswerthe Folge jener mangelnden Vorsicht war es, dass durch den verfehlten Ausgang jener Versammlung das der Errichtung des Vereins zu Grunde gelegte Programm, in welches schon damals der Plan zu einer Akademie der Aerzte mit eingeschlossen war (vgl. Beilage No. III), der Majorität der Berliner Aerzte niemals bekannt geworden ist. — Die auf der anderen Seite begangenen logischen Fehler sind keine geringeren gewesen. Man glaubte nämlich durch einen grossen Namen die Bürgschaften einer festen Vereinigung ersetzen und mit blossen Worten zur Förderung der Reform ausreichen zu können, ohne zu bedenken, dass die erste Bedingung eines erspriesslichen Reformstrebens darin bestehen musste, die helfende und bessernde That zunächst an sich selbst zur Ausführung zu bringen. Auch wollte man ein Vorrecht, gewissermassen ein Erbpachtsrecht für die Leitung der Reformbestrebungen aus der Mitgliedschaft schon bestandener medicinischer Gesellschaften und namentlich aus dem Vorrang an Titeln und und Berühmtheiten herleiten, während man den ausserhalb der bestandenen Gesellschaften Befindlichen, den weder auf Titel, noch auf Berühmtheiten Fussenden, nur die Rolle des Ignoritwerdens, oder des Aufgehens in den Reichstag der medicinischen Landsmannschaften gestatten wollte. Logischer wäre es natürlich gewesen, nicht nach der Farbe der Landsmannschaften, nicht nach Titeln und berühmten Namen zu fragen, sondern darnach, welche Grundsätze aufzustellen seien und wo bisher die richtigsten Grundsätze aufgestellt wurden. Der Zufall hat es nun gefügt, dass die Dauer der auf den verschiedenen Seiten bethätigten Wirksamkeit sich diessmal in einem zu dem Titelreichthum und der Berühmtheit ihrer Urheber geradezu umgekehrten Verhältniss gezeigt hat. — Das ist das tragische Bild, welchesdie Reformbestrebungen der ärztlichen Welt von Berlin im Ganzen bis jetzt dargeboten haben. Es liegen hiernach folgende Möglichkeiten vor: Entweder den Berliner Aerzten ist der Mehrzahl nach die Reform des Medicinalwesens überhaupt gleichgültig, oder sie ist ihnen zwar nicht gleichgültig, aber sie wollen nicht selbst dafür mitwirken, oder sie würden zwar wohl im Allgemeinen dafür mitwirken wollen, wollen diess aber nicht unter den bisher dafür bestandenen leitenden Organen

thun. Bemerken will ich hier nur in Bezug auf diese Möglichkeiten, dass der Verein der Aerzte und Wundärzte, um seinerseits den auf den letzten Punkt gestützten Grund für den Indifferentismus der Berliner Aerzte zu beseitigen, erklärte, dass er sich sehr gern jeder andern ärztlichen Gesellschaft anschliessen würde und in ihr aufzugehen bereit sei, wofern sie nur das Princip einer festen allen Praktikern offen stehenden Vereinigung annähme. Aufzugehn aber in einer Versammlung ohne alle Principien, das konnte ihm freilich nicht zugemuthet werden. — Es soll darum das Tüchtige, was im Einzelnen neben den tragischen Verhältnissen des Ganzen hier besteht, durchaus nicht verkannt werden. Die zum Theil höchst segensreichen und trefflichen Bestrebungen der Gesellschaft für wissenschaftliche Medicin, der Gesellschaft für Geburtshülfe, des Hufeland'schen Vereins, des Vereins für Therapie etc. verdienen alle Anerkennung. Indessen selbst mit der grössten wissenschaftlichen Tüchtigkeit bleibt es eine faule Sache, wenn ihr das Herz für die Brüder des Berufes abgeht, und umgekehrt bleibt die Collegialität eine taube Nuss, wenn sie nicht tüchtige Leistungen anstrebt. Es scheint mir daher noch nicht der höchte und richtigste Standpunkt zu sein, wenn man die Wissenschaft und die Collegialität nur für sich in einem abgeschlossenen Kreise haben will. Man übersieht dabei, dass ein grösserer Verband Verzweigungen nach besonderen Richtungen durchaus nicht ausschliesst, während allerdings das System der Cliquen, von denen sich eine jede mit ihrem besonderen Zollgebiete des Ballottements umgiebt, geradezu das wirksamste Hinderniss für eine grössere Vereinigung abgiebt. Es hat daher etwas Wehmüthiges, wenn nun nachträglich das medicinische Vereinswesen von einer Seite empfohlen wird (vgl. med. Reform No. 52), von welcher bisher sehr bedeutend dafür hätte gewirkt werden können, statt dessen aber ein unstetes Laviren zwischen dem Terrain der freien Volksversammlung und dem der medicinischen Cliquen beliebt worden ist. Wahrlich, unsere Collegen in den Provinzen werden darüber lächeln müssen, wenn sie erfahren, dass der daselbst längst zu allgemeiner Geltung gebrachte Grundsatz, dass an die Selbsthülfe der Aerzte für die Medicinalform gedacht werden und die Gleichberechtigung der vom Staate approbirten Praktiker zur Wirksamkeit für diesen Zweck eintreten müsse, nur bei einem kleinen Theile der Berliner

Aerzte bisher zur Anerkennung und Ausführung hat gelangen können. Als Medicinal-Minister ein Jurist, als Director der Medicinal-Abtheilung ein Jurist, diese selbst eine medicinische Invalidität — denn der Fama nach soll sich Herr Schönlein, vielleicht wegen des doch zu amorphen Conglomerats dieser Abtheilung thatsächlich nie bei derselben betheiligt haben — dazu der Indifferentismus der Facultät, endlich die Praktiker der Residenz, welche nicht einmal zu der aller nothdürftigsten Wahrnehmung und Vertretung ihrer Interessen zusammenzuhalten verstehen, nun es passt wenigstens zusammen! Möge denn die Stimme der Geschichte ihr richtendes Urtheil über diese ärztlichen Zustände der preussischen Metropole abgeben.

Die Förderung der Medicinalreform ist auf verschiedenen Wegen versucht worden. Man muss auch hier zwischen der grauen Theorie und dem goldenen Baume des grünen Lebens unterscheiden. Eine selbst unvollkommene Massregel, wenn sie nur wirkt und vorwärts hilft, ist oft für den Augenblick mehr werth, als die schönsten Worte einer vollendeten Theorie, welche wirkungslos bleiben. Hiernach muss man bei der Beurtheilung der für die Medicinalreform unternommenen Schritte und Bestrebungen sowohl darnach fragen, was an und für sich, als, was für den Augenblick gut ist. Von manchen Seiten hat man diese Frage durch die Theorie des Socialismus aufzuklären gesucht und ist auf den aus diesem Princip entlehnten Sätzen in ziemlich weit gedehntem Kreise Steckenpferd geritten. Es kann allerdings nicht als eine Unmöglichkeit gelten, dass es gelingen sollte, von diesem Standpunkte aus auch eine erspriessliche Medicinalreform zu construiren. Die bisherigen Leistungen in diesem Genre berechtigen aber noch keineswegs zu einer solchen Erwartung. Dieselben haben wohl dazu gedient, einige Schwachköpfe weidlich zu erbauen, wenn man aber nach den durch dieselben erlangten, wirklichen Nutzen gewährenden Ergebnissen forscht, so findet man diese in der Regel auf Nichts oder auf Blutwenig reducirt. Der ewige Refrain dieser bekannten Sätze ist, dass das Gemeinwesen als solches für die Beglückung (in diesem Falle die leibliche) der Menschen aufkommen und für alle hierzu gehörigen Erfordernisse sorgen müsse. Sieht man aber dann näher zu, durch welche Mittel die beabsichtigte Beglückung zur Ausführung gebracht werden soll, so stösst man in der Regel auf ein so amorphes Convolut von Widersprüchen, dass zur Verdauung derselben mindestens

ein Straussenmagen erforderlich, der eines gewöhnlichen Menschen aber unmöglich ausreichend sein möchte. Hiernach scheidet man von den schönen Worten gewöhnlich mit der Ueberzeugung, dass die in ihnen enthaltenen Rathschläge wohl für einige Meierhöfe des Mondes ganz vortrefflich, aber schwerlich für unsere arme Erde passend sein möchten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieselben Massregeln, welche für die eine Seite zur Beglückung dienen sollen, für andere Seiten die schreiendsten Ungerechtigkeiten enthalten.

Andere dagegen, von der Ueberzeugung ausgehend, dass die Lösung der Medicinalreform nicht durch die blosse Aufstellung einiger wohlwollenden Principien, sondern nur durch eine genaue Abwägung der verschiedenen dabei betheiligten Interessen erreicht werden könnte, glaubten einen sichereren Weg zu nützlichen Ergebnissen darin zu finden, wenn sie sich zunächst daran hielten, was die Erfahrung der Sachverständigen für bestimmte Punkte des praktischen Bereichs als massgebend hinstellte. Man hat diese rein vom Gesichtspunkt der ärztlichen Erfahrung hingestellte Construction der Medicinalreform zum Theil als das Erzeugniss eines „Sonderstandpunktes", eines „partikularen Strebens", eines „einseitigen Standesinteresses" verworfen. Ob indessen diese Bezeichnungen als richtige anzusehen sind, unterliegt der Frage. Denn nicht die Anschauung vom Gesichtspunkte eines Standes ist es, welche die Entscheidung über den Werth oder Unwerth des Geleisteten geben kann, sondern nur die Art der Ausführung, d. h. ob alle dabei zu beachtenden Punkte Berücksichtigung, und zwar mit einem gerechten Masse, gefunden haben. Vielmehr wird in der That die Anschauung von den verschiedensten Standpunkten, wenn sie sich nur auf alle Punkte mit gleichmässiger Berücksichtigung erstreckt, immer zu denselben Endergebnissen führen müssen. Wie will man aber, frage ich, bei den verwickelten Zuständen unserer Gesellschaft, welche wesentlich auf der Ausprägung und der Wiederausgleichung der verschiedenartigsten Interessen beruht, positive und reelle Mittel zur Abhülfe und Verbesserung gewisser Zustände erlangen, wenn man nicht die Bedürfnisse und die aus ihnen entspringenden Forderungen der verschiedenen dabei betheiligten Parteien mit den Blicken des sachverständigen Urtheils geprüft hat? Ich muss es jedoch unterlassen, diese Auseinandersetzung hier weiter fortzuführen, damit ich nicht als mein

eigener Anwalt auftrete, da ich mit zu denjenigen gehöre, denen bei der Aufnahme der Medicinalreform ein „partikulares Streben“ und ein „einseitiges Standesinteresse“ zum Vorwurf gemacht worden ist. Ich beschränke mich daher darauf, in der Beilage No. I. einen kleinen Beitrag zur Aufklärung über den Begriff des „Sonderstandpunktes“ zu geben, und mache hier nur noch darauf aufmerksam, dass gerade die positiven Forderungen, welche für die Medicinalreform zuerst von der Seite des verschrieenen „partikularen Standpunktes“ aufgestellt worden sind, nämlich die folgenden: Vervollständigung des medicinischen Unterrichts, ausreichende Besoldung der Lehrer, Bürgschaften für die Wirksamkeit derselben, Anstellung von Hülfslehrern für die genauere Einübung der Studirenden, Vereinfachung der Prüfungen, Oeffentlichkeit und Abhaltung derselben in der Landessprache, durchgängige Einführung eines 1jährigen Hospitaldienstes vor dem Uebergange zur selbstsändigen Praxis, Uebereinstimmung der Rechte mit den Pflichten der Aerzte, Unterstützung der Krankenpflege, statt durch das Mittel einer einseitigen Contribution, durch das einer umfassenderen Organisation mit Hülfe reeller Leistungen von Staats- und Gemeinde wegen, Ueberführung der Barmherzigkeit gegen die Bedürftigen auf den Standpunkt rechtgemässer Gewährung, Beförderung des Associations- und Vereinswesens, Beseitigung der nachtheiligen Privilegien medicinischer Hülfsanstalten, ausreichende Herstellung von Dispensiranstalten und Krankenhäusern, Zugänglichkeit naher und zweckmässiger ärztlicher Hülfe für alle Staatsangehörigen, Sicherung des Einflusses der sachverständigen Gesammtheit auf das medicinische Verwaltungswesen, würdigere Ausstattung der medicinischen Beamtenstellen, Gleichberechtigung aller geprüften Aerzte zur Uebernahme amtlicher Stellungen, Gebot der Selbsthülfe für die Sachverständigen, um Besserungen zu bewirken — dass diese Forderungen es sind, welche sich fast ohne Ausnahme in den neuesten Beschlüssen aller ärztlichen Vereine Deutschlands wiederfinden. Nach diesem Ergebnisse darf ich hoffen, dass vielleicht auch noch einige andere mit jenen Forderungen verschwisterte Ansichten zu weiterer Anerkennung gelangen werden, über welche bis jetzt, wie es scheint, noch weniger eine Einigkeit erzielt ist. Ich denke hier z. B. an die äusseren Verhältnisse der ärztlichen Stellung. Es sind darüber verschiedene Vorschläge gemacht worden, nach denen man den Arzt bald als einen Gewerb-

treibenden oder gleich einem buchführenden Kaufmann, bald wieder als einen ganzen oder halben Beamten, oder als einen Mandatar des Staates, gewissermassen einen Staatsanwalt der Gesundheit hat hinstellen wollen. Ich glaube indessen, dass, wenigstens vorläufig, die Stellung des Arztes als die eines Künstlers sich nicht ändern lassen wird, so sehr man diess auch seines Kunstobjectes wegen, welches in der Heilung der Krankheiten oder in der Beschützung der Gesundheit beruht, wünschen möchte. Denn selbst, wenn uns die Zukunft, was mindestens für die nächstfolgenden Jahre zweifelhaft ist, einen zuverlässigen Codex über die Heilung der Krankheiten bringen sollte, so wird doch das Erkennen derselben immer so wesentlich von dem Umfange der individuellen Kunst abhängig bleiben, dass immer zwischen Arzt und Arzt ein sehr beträchtlicher Unterschied bestehen wird. Denn in dem Begriffe der Kunst liegt es selbstredend, dass sie sich weder anzaubern noch commandiren lässt. Der Staat kann daher in seinem amtlichen Verhalten der ärztlichen Kunst gegenüber gewisse Schranken nicht überschreiten, indem ihm für die gemeinnützige Gestaltung derselben zum Theil nur negative Mittel zu Gebote stehen, d. h. er kann prüfen, wo Gefahr ist, beschränken, die Gelegenheit zur Benutzung der Kunst fördern und beschützen, aber es würde ein Widerspruch sein, wenn der Staat die Aerzte sammt und sonders als seine Mandatare hinstellt, weil es ausser dem Bereiche seiner Macht liegt, die Erfolge ihrer Kunst zu verbürgen. So wohlmeinend daher die Absicht sein mag, die dem Wunsche nach einer veränderten Stellung der Aerzte zum Theil zu Grunde liegt, so darf doch dabei nicht übersehen werden, wie die Wirklichkeit zu dem Gewünschten passt. Allerdings lässt sich durch die Mittel des Zwanges eine veränderte Stellung der Aerzte durchführen. Aber das Beispiel von Nassau zeigt es auch, welche Uebelstände in Folge eines auf solche Weise erzwungenen unnatürlichen Verhältnisses eintreten.

Ich habe schon früher bewiesen, dass ich darin mit den Herren C. H. Schultz und Brefeld übereinstimme, dass sich die Medicinalreform vor allen Dingen auch auf eine bessere Gestaltung der medicinischen Wissenschaft erstrecken müsse. Denn wenn auch die äussere Schale, d. h. die Medinalverfassung noch so vortrefflich sein möchte, so würde diese doch allein nicht hinreichen, der Menschheit Segen zu bringen, wenn nicht zugleich der Kern des Me-

dicinalwesens, die Leistungen der medicinischen Kunstausübung, d. h. die Leistungen der allgemeinen Praxis, einen befriedigenden Standpunkt einnehmen. Der Standpunkt der letzteren hängt aber wesentlich von dem Standpunkte der Wissenschaft ab. Es ist daher als eine dankenswerthe That anzuerkennen, dass C. H. Schultz die Blössen der gegenwärtigen medicinischen Lehren mit scharfsinniger Kritik aufgedeckt und beleuchtet hat. Zum Bessermachen indessen reicht natürlich die Kritik allein noch nicht aus, sondern es ist dazu noch nöthig, erstens nachzuweisen, durch welche Elemente nnd durch welche Mittel und Wege eine Bessergestaltung der medicinischen Wissenschaft am ehesten zu erwarten steht, und zweitens ist es dann nothwendig, diese Elemente wirklich für den erwähnten Zweck in Bewegung zu setzen, und durch die Gewinnung von reellen Anstalten ein erspriessliches Handeln für denselben zu erzielen.

Wenn aber Herr Brefeld alles Heil für die Medicin nur von der Errichtung physiatrischer Kliniken, d. h. von Anstalten zur Beobachtung des natürlichen Verlaufs der Krankheiten, erwarten zu müssen glaubt, so muss ich gestehen, dass ich meinerseits diese Hoffnungen nicht ganz theilen kann. Allerdings ist es nicht allein das Wohlfeilste, sondern auch das Bequemste

„es am Ende gehn zu lassen
Wie's Gott gefällt!“

und die Erfahrung hat auch gelehrt, dass dieses Gehenlassen in vielen Fällen so überaus gefährlich nicht ist. Ob indessen damit für die übrigen Fälle, bei denen es bei dem Gehenlassen nicht gehen will, etwas gewonnen wird, das ist eine andere Frage. In der That wird man durch das Princip des Gehenlassens nur darüber aufgeklärt, wie weit diess ohne Gefahr geschehen kann, aber man kommt dadurch um nichts in der Erkenntniss darüber weiter, wie man zu helfen vermag, und das bleibt denn doch die Hauptaufgabe der Medicin. Freilich haben es die weiland homöopathischen Kliniken (zu Wien und zu Leipzig) und die Versuche in Wien, bei welchen statt der Arzneien nur mit Syrup gefärbtes Wasser angewendet wurde, bestätigt, dass die Sterblichkeit bei den Krankheiten unter dem natürlichen Verlauf derselben und unter der Behandlung einer unvollkommenen Heilkunst keine erheblichen Unterschiede darbietet. Der Nutzen dieser Erfahrungen beschränkt sich indessen nur auf die Aufklärung darüber, dass die Natur

sehr Vieles heilt, und dass unsere Heilkunst unvollkommen ist. Damit ist allerdings die Anerkenntniss der Naturheilkraft gefördert, die Heilkunst aber selbst noch nicht vollkommener gemacht, und in der That ist für den letzteren Punkt weder durch jene Kliniken, noch durch jene Versuche, so weit mir bekannt ist, das Mindeste gewonnen worden. Aehnliches würde von den physiatrischen Kliniken zu erwarten sein. Wenn es auch eingeräumt werden mag, dass in manchen Fällen durch eine genauere Beobachtung des natürlichen Krankheitsverlaufs eine Vereinfachung der Kunsthülfe veranlasst werden könnte, so ist es doch einleuchtend, dass im Allgemeinen bei dem Grundsatz des Gehenlassens weniger für die Vervollkommnung der Heilkunst erwartet werden kann, als wenn man directe Kunstversuche anzustellen sich nicht scheut. Denn dazu ist den Menschen Verstand und Geschicklichkeit vom Himmel gegeben, dass sie dieselben gebrauchen, es nicht beim blossen Zusehen bewenden lassen, sondern sich helfen lernen. Nur die pietistischen Blindschleichen besitzen die Eigenthümlichkeit, eine geistige Selbstverstümmlung an sich vorzunehmen, indem sie den vom Himmel verliehenen Verstand als etwas Werthloses verachten und einen blinden Glauben als die höchste Bestimmung des Menschen ansehen. Hiernach möchten die hydriatischen Kliniken am Ende noch um einen Grad über den physiatrischen stehen, indem sie die Kunsthülfe nicht ganz verschmähen, sondern sie nur durch ein einfaches Mittel, das blosse Wasser, zu erzielen suchen. Die neuerdings in Prag errichteten physiatrischen Kliniken stellen eine Combination beider Principien dar, indem daselbst für die Fälle, wo das blosse Gehenlassen nicht ausreicht, die Hydriatik zu Hülfe genommen wird.

Nach dem bisher Gesagten wird es, wie ich glaube, einleuchten, dass sichere Bürgschaften für eine erspriessliche Fortbildung der Heilkunst nur dadurch zu gewinnen sind, wenn Anstalten begründet werden, durch welche ein Zusammenwirken der die praktische Erfahrung vertretenden Kräfte in Gang gebracht wird. Wenn es also den Aerzten Ernst damit ist, durch eine gründliche Reform des Medicinalwesens ihre Kunst zu einer gemeinnützigeren und segensreicheren für die Menschheit zu gestalten, so mögen sie darauf bedacht sein, auch in Betreff der Wissenschaft nicht die Hände in den Schooss legen, nicht die Fortbildung derselben bloss der Fürsorge Anderer zu überlassen,

sondern sie mögen auch hier aus der bisherigen traurigen Vereinzelung heraustreten und Hand daran legen, durch ein geregeltes Zusammenwirken der vorhandenen Kräfte

ihrer Kunst selbst zu helfen.

Im Jahre des Heils 1850 darf man nicht mehr zweifelhaft darüber sein, dass die beste Hülfe in allen Dingen die Selbsthülfe ist!

Beilagen.

Beilage I.

In der Spener'schen Zeitung (1847) erschienen einige Artikel aus Greifswald, mit K. unterzeichnet, welche auf die von mir herausgegebene Reformschrift Bezug nahmen. Das war indessen nur das Präludium. Das eigentliche Nachspiel bestand in dem Nachweise, dass die medicinische Facultät zu Greifswald ein Muster von Vollkommenheit gegen alle übrigen preussischen und die Mehrzahl der anderen deutschen Facultäten darstelle und dass wiederum ein Professor die ganze Stütze jener Facultät ausmache. Ich lasse hier den ersten jener Artikel nebst der darauf ertheilten Antwort folgen und bemerke nur noch, dass der zweite jener Artikel (in dessen Besitz ich mich nicht mehr befinde), ausser der Notiz, wo ich studirt hätte, weiter nichts als eine umständliche Schilderung der Verdienste jenes Professors enthielt, worauf indessen aus Greifswald eine so ironische Widerlegung erfolgte, dass darüber, wie in der Zeitung eingestanden wurde, Thränen vom Katheder geflossen sein sollen. Hiernach wird es vielleicht nicht als unnützlich gelten, wenn ich als Beitrag zur Aufklärung über den Begriff des „Sonderstandpunktes" jenem Artikel hier eine etwas bleibendere Stätte anzuweisen gesucht habe, als sie für gewöhnlich den Mittheilungen der Zeitungen zu Theil wird. Die erwähnten Artikel lauten folgendermassen:

Greifswald, im März. (Privatmitth.) Die beabsichtigte Reform der Medicinal-Verfassung hat die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums besonders auf den gegenwärtigen Zustand

des medicinischen Unterrichts auf unseren Universitäten gelenkt und in hoffentlich erfolgreicher Weise die Besprechung mehrfacher Uebelstände und Missbräuche veranlasst. Wenn es hierdurch augenscheinlich geworden, dass die genannte Reform mit den medicinischen Studien beginnen müsse, so kommt es ganz besonders darauf an, durch glaubwürdige Zeugnisse festzustellen, welche Uebelstände und Missbräuche wirklich, und ob sie auf allen königl. Universitäten gleichmässig bestehen. Manches scheint, ohne Zweifel in guter Absicht, zu grell dargestellt zu sein. Dies dürfte z. B. von mehreren Behauptungen der g..str..... Schrift „Ueber die Reform der Medicinal-Verfassung Preussens von Dr. Graevell, Arzt in Berlin, Leipzig 1847" gelten, welche sich vorzugsweise an die gleichnamige Schrift des Geh. Medicinalrathes Dr. Schmidt anschliesst. Nach einer langen Reihe schwerer Anklagen über die Unvollständigkeit und Kostspieligkeit des Unterrichts und die Gewissenlosigkeit der Professoren, wodurch die zur medicinischen Laufbahn erforderlichen Kosten „ohne die geringste Verschwendung den Betrag von 6- bis 8000 Thlrn. absorbiren", [eine ungenaue Wiedergabe der betreffenden Stelle meiner Schrift G.] spricht der Verf. p. 78. den Wunsch aus: „dass ein System von den Universitäten verbannt werde, nach welchem diese nur als eine Brodkammer für die Herren Professoren betrachtet werden," welche die Studirenden „mit dem, was im Examen verlangt wird, auf eine so dürftige Weise versorgen", und die, „wo die Güte des Staats einen besonderen Apparat von Hülfsmitteln unterhält, dieses Verdienst des Staats auf sich übertragend und zu ihrem Vortheil ausbeutend, sich dergleichen Collegia meist doppelt oder drei- und vierfach bezahlen lassen", und schliesst mit der Frage: „Oder ist vielleicht Jemand im Stande, mir eine Universität namhaft zu machen, deren ordentliche Professoren, ohne die besondere Vergütigung von 2, 4 oder 6 Louisd'or, sich bemüssigten, ihren Schülern den Gebrauch des Microscops oder die Anwendung chemischer Untersuchungen zu lehren?" Wir freuen uns, im Stande zu sein, diese Anklagen von der hiesigen Universität auf das Entschiedenste zurückweisen zu können. Seit 16 Jahren wird hier Allen, die am anatomischen und physiologischen Unterricht Theil genommen haben (ihre Zahl mag gegen 600 betragen), der Gebrauch des Microscops gezeigt und die wichtigsten in diese Wissenschaften gehörigen microscopischen Gegenstände demonstrirt, ohne dass irgend ein besonderes Honorar dafür entrichtet würde. Die Honorare für die anatomisch-physiologischen Vorlesungen selbst (um bei diesen stehen zu bleiben) sind folgende: Für die allgemeine und vergleichende Anatomie 3 Thlr., für die Anatomie des menschlichen Körpers 4 Thlr., für die praktischen Secirübungen (wöchentlich 18 Stunden) 8 Thlr., für die Physiologie

3 Thlr., für die pathologische Anatomie 2 Thlr. Diese Honorare werden aber der grossen Mehrzahl bis 6 Jahre nach dem Abgange von der Universität gestundet oder ganz erlassen; im vergangenen Sommer wurde von 101 Zuhörern in den anatomisch-physiologischen Vorlesungen des Hofraths Schultze, wie wir aus der zuverlässigsten Quelle versichern können, nur 5 Thlr. Honorar gezahlt, und im jetzt endigenden Winter-Halbjahr bezahlt von 44 Studirenden in den praktischen Secirübungen und von 23 in dem Vortrage über Anatomie Keiner Honorar. Nur für die ausserdem am Unterrichte Theil nehmenden Eleven der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt bezahlt es der Staat. Diese Liberalität in der Stundung der Honorare, welche hier für alle Vorlesungen gleich ist, veranlasst die fleissigeren Studirenden, sich wichtige Hülfsmittel des Studiums, wie namentlich Microscope, Lupen, Kupferwerke u. s. w. anzuschaffen, wodurch das selbstständige Verarbeiten der gehörten Vorträge bedeutend gefördert wird. Was endlich die „von der Güte des Staats unterhaltenen Apparate und Hülfsmittel" betrifft, so besteht allerdings für die genannten Vorlesungen ein anatomisches Theater und Museum, und in letzterem werden alle Präparate aufbewahrt, die auf der Anstalt angefertigt, an sie eingesandt oder aus dem Fonds angeschafft werden. Allein dieser ist für das Bedürfniss der erst seit Kurzem geschaffenen Sammlung so wenig ausreichend, dass der Director für den Unterricht, besonders in der vergleichenden und pathologischen Anatomie, eine bedeutende Sammlung ganz auf eigene Kosten unterhält. Dabei lassen sich freilich keine grosse Capitalien ansammeln, wenn der Lehrer, anstatt Honorar einzunehmen, noch Hunderte für die Vorlesungen ausgiebt, aber es sind andere und ehrenhaftere Erfolge erreicht. Die hiesige medicinische Facultät, die noch 1830, seit einer langen Reihe von Jahren, in Betreff der Frequenz die unbedeutendste unter allen in Deutschland war (sie zählte im Sommer 1830 18 Mediciner und Chirurgen), hatte schon nach wenigen Jahren, im Sommer 1837, 116 Zuhörer und hat sich seither auf dieser Höhe gehalten; eine Zahl, die für unsere Localitäten schon zu gross ist, denn es müssen z. B. von dem anatomischen Theater alljährlich wegen Mangel an Platz die zuletzt sich Meldenden zurückgewiesen werden. Ungeachtet ihrer Entlegenheit, ungeachtet der Beschränkheit ihrer wissenschaftlichen Anstalten, und der geringen Zahl ihrer Lehrer (sie hat in den letzten 17 Jahren grössten Theils nur drei, nie über vier ordentliche Professoren gehabt), ist sie eine der besuchtesten Deutschlands geworden, sie hat Facultäten mit den grossartigsten medicinischen Instituten und der mehr als doppelten Zahl der Lehrer, wie Königsberg, Bonn, München, Würzburg an Frequenz überholt, wie die nachstehende Uebersicht vom Sommersemester v. J. zeigt:

	Mediciner	Chirurgen	Summe
Berlin	288	42	330
Göttingen	—	—	201
Leipzig	127	50	177
Heidelberg*)	—	—	162
Breslau	107	33	140
Halle	105	12	117
Greifswald	86	29	115
Tübingen	60	35	95
Bonn	88	5	93
Würzburg	85	2	87
Königsberg	64	10	74
München	—	—	74
Giessen	66	6	72
Freiburg*)	—	—	63
Marburg	—	—	45
Jena	—	—	46
Kiel	—	—	36
Erlangen	—	—	28

*) In dieser Summe sind die Pharmacenten und niederen Chirurgen mitgezählt.

Dass bei dieser Frequenz die jungen Aerzte, die hier ihre anatomisch-physiologischen Studien gemacht haben, in einem günstigeren Verhältnisse die Staatsprüfung bestehen, als die auf den meisten übrigen Universitäten gebildeten, dass seit 12 Jahren viele Dissertationen der hier promovirten Doctoren als Quellen der Wissenschaft (z. B. in Valentin's Repertorium der Anatomie und Physiologie) genannt und benutzt worden, — das sind Erfolge von noch weit höherer Bedeutung. Wir haben diese einzelnen Thatsachen anführen müssen, um den obigen Vorwurf, der den theoretisch-medicinischen Unterricht auf allen preussischen Universitäten in einer so entschiedenen Weise herabsetzt, gründlich zu entkräften und zu beweisen, dass mit der gegenwärtigen Universitäts-Verfassung nicht nothwendig ein solches Unwesen verbunden ist. Gewiss werden sich alle die, denen an der Ehre und dem guten Rufe unserer norddeutschen Universitäten gelegen ist, mit uns dieses Beweises freuen und zu seiner allgemeinen Verbreitung gern beitragen. K.

Erwiederung

auf die Artikel des anonymen Herrn K. aus Greifswald in Nr. 75. u. Nr. 118. der Spenerschen Zeitung.

Berlin, den 11. Juni. Wenn ich die Erwiederung auf jene Artikel so lange verschoben habe, so geschah es lediglich aus dem Grunde, weil der kleinliche Kantönligeist, welcher in ihnen wehte, mir wenig einladend zu einer Beantwortung

vorkam. Wären durch die bisher erlebten Proben nicht überhaupt einige Zweifel über die Denkart des Herrn K. hervorgerufen, so möchte ich ihm doch wohl die Frage vorlegen, in welcher logischen Verbindung das Herausstreichen der medicinischen Fakultät zu Greifswald oder wohl gar der Umstand, wo ich studirt habe, mit einer allgemeinen Principienfrage über den medicinischen Universitätsunterricht steht. Denn allerdings muss es einigermassen befremden, dass, während es mir nie in den Sinn gekommen ist, bestimmten Persönlichkeiten oder Lokalitäten ihr Verdienst schmälern zu wollen, ich im Gegentheil jede überflüssige Berührung derselben nicht allein auf's Sorgfältigste vermieden, sondern mich sogar noch ausdrücklich in meiner Schrift gegen eine derartige kleinliche Deutung verwahrt habe, der Herr K. gleichwohl gerade diese dazu benutzt, um durch ein entgegengesetztes Verfahren, nämlich das Erheben bestimmter Lokalitäten und Personen über andere, die Lösung jener Principienfrage versuchen zu wollen. Ob der Herr K., wo weiter nichts als eine geringe Mithülfe für den Abbruch des Unwürdigen und den Neubau des Würdigeren bezweckt war, etwas geistreich findet oder nicht, wird für die Sache wohl ziemlich unerheblich bleiben. Doch da der Herr K. ohne Aktenstücke von den Mängeln der Universitäten nichts scheint glauben zu wollen, so könnte man zu fragen versucht sein, ob ihm denn nichts von den Thatsachen bekannt ist, welche in der Broschüre: „Neun Jahre aus dem Leben eines Privatdocenten“ von Dr. Rosenbaum vor uns enthüllt und bis jetzt noch mit keinem Jota widerlegt worden sind! — Ob, nach dem heutigen Stande der medicinischen Wissenschaft, diese von nur fünf Docenten überhaupt ausreichend gelehrt werden könne, das zu entscheiden muss ich den Räthen des Kultusministeriums überlassen. Der Herr K. aber wird wohl so viel begreifen können, dass die bekanntlich sehr ausnahmsweisen Verhältnisse der Universität Greifswald am allerwenigsten zum Massstab einer allgemeinen Schilderung des medicinischen Universitätsunterrichts dienen konnten. Dass aber die von mir gegebene Schilderung desselben denen die Augen öffnen würde, für welche die Thatsache nicht längst deutlich genug sprach, dass die medicinische Jugend, welche etwas lernen will, nach Prag und Wien zieht, habe ich nie erwarten können, da ich sehr wohl weiss, wie manche Leute einen wahren Stolz darin suchen, sich über ihnen unbequeme Ansichten in möglichster Unwissenheit zu erhalten. Sie machen es hierin wie der Vogel Strauss, indem sie dem Glauben huldigen, etwas, was sie nicht sehen, existire überhaupt nicht! — Da es mir nun unmöglich einfallen konnte, mich mit der Naivetät der Straussnatur in einen Kampf einlassen zu wollen, so habe ich vielmehr die erwähnte Reformschrift hauptsächlich nur für

die strebsameren Geister der studirenden Jugend niedergeschrieben, welche die vollständige Einsicht in die betretene Laufbahn leider meist erst mit bittern Erfahrungen erkaufen muss! — Ob bei diesem, wie ich glaube, weder böswilligen noch nutzlosen Unternehmen mir jetzt, später, oder überhaupt irgend eine Anerkennung zu Theil wird, das kann und wird auf meine Handlungen, da diese von andern Beweggründen geleitet werden, nie den geringsten Einfluss ausüben. Dass aber bei der Enthüllung von Mängeln nicht diejenigen, welche sie verschulden oder dulden, sondern die, welche sie enthüllen, zunächst angeklagt werden, ist eine so alte Erfahrung, dass die Wiederholung derselben in dieser Angelegenheit mich nicht im Mindesten befremdet. — Der eigentliche Zweck dieser Erwiederung bleibt daher lediglich der, den Herrn K. zu ersuchen, bei ähnlichen Berichten das Anstandsgefühl der Gegenwart doch wenigstens insoweit zu berücksichtigen, dass er den Berührungen von Persönlichkeiten seine Namensunterschrift in Zukunit nicht fehlen lässt; denn hoffentlich wird seine Logik dazu ausreichen, um begreifen zu können, dass die Querhiebe eines verkappten Ritterthums keine sonderliche Achtung verdienen können. Bereitwillig mag ich Jedem Rede stehen, der mir mit offener, freier Stirn und in ehrlicher Absicht entgegentritt, aber wenn diess in unedler Weise oder in dem kleinlichen Kantönligeiste wie bei Herrn K. und dann noch gar anonym geschieht, so kann man ein solches Uebermass von Hochsinn freilich kaum etwas anderen als eines Lächelns werth halten, weshalb ich mich nicht zu irren glaube, wenn ich annehme, dass man in Greifswald über die anonymen Lobhudeleien des Herrn K., die offenbar nur schaden mussten, nur Ursache haben könne, sich nicht zu freuen.

Dr. Graevell.

Beilage II.

Adresse des Vereins der Aerzte und Wundärzte zu Berlin an die Aerzte Berlins.

Hochverehrte Collegen! Man hat davon geredet, dass in unserer Mitte ein Zwiespalt entstanden sei, welcher der allgemein gewünschten Förderung der Medicinalreform unter uns störend in den Weg zu treten drohe. Wir glauben nicht daran, dass ein solcher Zwiespalt wirklich bestehe; vielmehr sind wir fest überzeugt, dass die überwiegende Mehrzahl der Aerzte Berlins ein collegialisches Zusamenwirken nie entschiedener als jetzt gewünscht hat, und dass nur über die Art dieses Zusammenwirkens nicht schwer zu vermittelnde Meinungsverschiedenheiten obwalten.

Der unterzeichnete Verein trat am 27. April d. J. zu dem Zwecke zusammen, um durch die solidarische Kraft der Vereinigung ein wirksameres Mittel, als bisher, für die Vertretung der gesammten ärztlichen Interessen zu gewinnen. Wer könnte es leugnen, dass die Vereinzelung, in welcher die Aerzte seither verharrten, die hauptsächlichste Schuld an so manchen Nachtheilen trägt, denen ihr Stand, als Ausnahme von allen übrigen Ständen, gegenwärtig noch ausgesetzt ist? Müssen wir nicht in diesem Augenblicke erleben, dass in einem officiösen Artikel des Preussischen Staatsanzeigers vom 10. d. M. den Aerzten das Anrecht auf Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten, im Gegensatz zu der bisherigen amtlichen Bevormundung, geradezu abgesprochen wird? Soll etwa von den Laien, die von den Verhältnissen der Aerzte keine genügende Kenntniss besitzen, eine Vertretung der ärztlichen Interessen erwartet werden, wenn nicht einmal die Aerzte selbst zu diesem Zwecke einander in Einig-

keit die Hand reichen? Die Reform des Medicinalwesens beruht nicht allein auf einem bloss administrativen Fortschritt, auf einer Umgestaltung der formellen Gesetzgebung; sie muss vielmehr mit der Verbesserung der äusseren Lage der Aerzte gleichzeitig ihre inwendige Seite treffen, von innen heraus anfangen und von der Moral und dem Streben der Aerzte ausgehen. Die Mitglieder des unterzeichneten Vereins, eingedenk des Spruches: „Helfet euch selbst, so wird euch geholfen," glaubten daher die Medicinalreform auf keine erspriesslichere Weise beginnen zu können, als indem sie vor allen Dingen sich selbst reformirten, und aus der früheren Vereinzelung oder einer nur losen Verbindung zu gemeinsamem Handeln und einem festen Zusammenwirken übergingen.

Dass wir in der durch uns am 4. Juni d. J. veranlassten Generalversammlung der Berliner Aerzte, in Folge der, wegen eines Formfehlers entstandenen und ganz von der vorbehaltenen Aufgabe abirrenden Debatten, die Tendenzen der von uns eingegangenen Vereinigung nicht so vollständig, wie es in unserer Absicht lag, erläutern konnten, ist von uns, in Erinnerung an den vorgekommenen Fehler, vielfach beklagt worden. Doch glaubten wir von dem collegialischen Sinne unserer Berufsgenossen erwarten zu dürfen, dass man eines Formfehlers wegen noch nicht der guten Sache selbst, die wir in's Auge gefasst hatten, die erhoffte Mitwirkung entziehen werde.

Bald nach dieser unserer Einladung zu einer Generalversammlung der Aerzte Berlins erfolgte eine zweite, Seitens des zur Berathung der Medicinalreform zusammengetretenen Ausschusses der hiesigen medicinischen Gesellschaften. Wir zweifeln nicht, dass die hieraus hervorgegangenen Versammlungen Berliner Aerzte gewichtige Beschlüsse für die Medicinalreform vorbereiten werden. Bis jetzt aber ist in denselben bei den Berathungen über Reformfragen die Nothwendigkeit einer Aenderung der bisherigen losen Verbindung der Aerzte nicht anerkannt, noch weniger ein dahin gerichteter Schritt gethan worden.

Jedoch wurden dem unterzeichneten Vereine in seinen Sitzungen vom 24. Juni und 3. Juli d. J. zwei Anträge der aus den medicinischen Gesellschaften hervorgegangenen Versammlung mitgetheilt, welche dahin gingen, zunächst eine Adresse an das Ministerium und dann die Medicinalreform überhaupt in Gemeinschaft berathen zu wollen.

Dem ersten Antrage konnte der unterzeichnete Verein nicht Folge geben, weil eine bereits durch seinen früheren Beschluss zur Erledigung gediehene, einen Congress der preussischen Aerzte und Wundärzte beantragende Adresse nicht einer nochmaligen Berathung unterworfen, und dadurch verzögert oder vielleicht ganz in Frage gestellt werden durfte.

Obwohl nun deshalb dem unterzeichneten Verein eine separatistische Richtung zum Vorwurf gemacht, und von dem

Comité der andern Versammlung bei dem Minister ein zwar auf die Berufung eines ärztlichen Congresses hinzielender, jedoch eine andere Form desselben begehrender Antrag mit dem Bemerken befürwortet wurde, eben diese Versammluug vertrete, im Gegensatz zu dem unterzeichneten Verein, die Gesammtheit der Berliner Aerzte als deren Generalversammlung (während sie doch zu einer solchen der Vollmacht ermangelt), so will doch der unterzeichnete Verein, ohne weitere Erörterung des Geschehenen, einzig zur Förderung der guten Sache, die er im Auge hat, dem von der gedachten Versammlung gestellten zweiten Antrag auf gemeinsame Berathung der Reform nach Kräften entsprechen, in der Ueberzeugung, dass einer solchen Vereinigung, falls sie jenseitig ernstlich gewünscht werden sollte, keine Schwierigkeiten im Wege stehen würden, da die Möglichkeit dazu ganz in die Hand der gedachten Versammlung gelegt ist.

Denn von dem Augenblicke an, wo dieselbe die bisher lose Verbindung ihrer Mitglieder aufgiebt, und statt dessen die Grundsätze einer solidarischen Vereinigung für sich annimmt, in welcher jeder Arzt durch blosse schriftlich abgegebene Eintrittserklärung sich das Recht eines Mitgliedes erwirbt und die Pflichten eines solchen übernimmt, — von diesem Momente an würde das Hinderniss eines Zusammentretens der Versammlung mit dem unterzeichneten Vereine vollständig beseitigt sein, da letzterer von den bisherigen medicinischen Vereinen eben dadurch sich unterscheidet, dass er nicht auf die Förderung von Sonderinteressen, sondern vielmehr auf das Princip einer freien Association des gesammten Heilpersonals gestützt ist. Wir glauben nicht, es könnten der Geltendmachung des Grundsatzes, dass jeder Arzt oder Wundarzt durch die blosse Beitrittserklärung Mitglied einer Association werde, welche sich die solidarische Vertretung der ärztlichen Gesammtinteressen zur Aufgabe gestellt hat, besondere Schwierigkeiten entgegenstehen, denn wir fühlen uns nicht zu der Annahme berechtigt, dass die Majorität der Aerzte sich für zu vornehm hielte, einer Vereinigung beizutreten, welche in der Theilnahme aller Mitglieder des Heilpersonals ihren Schwerpunkt sucht. Eintracht macht stark, und die Mahnung dazu ist für die Aerzte um so dringender, je gewisser es ist, dass ihr seitheriges Verharren in machtloser Vereinzelung zu dem traurigen Verhängniss, wodurch ihnen zwar die Pflichten der Beamten aufgebürdet, aber nicht einmal die Rechte der Gewerbtreibenden zugestanden wurden, und demzufolge zu der schutz- und rechtlosen Stellung, die sie dem Publikum gegenüber einnehmen, sehr wesentlich beigetragen, und sichtlich das Sinken der ärztlichen Würde in den Augen des Volks, sowie den damit eng verschwisterten Verfall ihrer für die Aufrechthaltung der Standesehre unerlässlichen Wohlhabenheit mit verschuldet hat. Je überzeugter daher der unterzeichnete Verein ist, dass eine solche collegiale Association und Solidarität na-

mentlich für das Wohl der Berliner Aerzte eine Lebensfrage bildet, um so weniger fürchtet er, man werde, nachdem er hiermit einen Theil der von ihm angestrebten Tendenzen angedeutet, darin ein Hinderniss für die Vereinigung finden wollen, dass er sich dafür entschieden hat, die Wundärzte von der Theilnahme an der ärztlichen Association nicht auszuschliessen. Wer wollte es leugnen, dass die nächsten Interessen, welche auf dem Verhältniss des Arztes zum Staate, zum Publikum und zu den Collegen beruhen, allen Klassen des Heilpersonals gemeinsam sind. Sollen nun die Wundärzte von den Vortheilen einer ärztlichen Association ausgeschlossen bleiben, deshalb, weil sie die minder bevorzugte Klasse des Heilpersonals ausmachen, welche sich überdies gegen die promovirten Aerzte in der Minorität befindet? Eine Opposition gegen die Aufnahme der Wundärzte war so lange gerechtfertigt, als der Grundsatz, dass es fortan nur eine Klasse des Heilpersonals geben dürfe, noch nicht zur Anerkennung gelangt war. Seitdem aber die amtliche Anerkennung dieses Grundsatzes thatsächlich bekundet worden, halten wir es um so mehr an der Zeit, zu zeigen, dass wir die Sache von den Personen wohl zu unterscheiden wissen. Oder sollen wir den Personen der Wundärzte die logischen Fehler entgelten lassen, die nicht durch sie verschuldet worden sind, sondern die sich vielmehr gerade aus den höchsten Regionen der ärztlichen Verwaltung herschreiben? —

Die hier angedeutete Art der Vereinigung erscheint dem unterzeichneten Verein als die wünschenswertheste, und es würde auf diese Weise aus dem Zusammentreten beider Gesellschaften ein Verein der Aerzte und Wundärzte Berlins hervorgehen, der vermöge seiner Ausdehnung sowie seiner solidarischen Berechtigung und Kraft segens- und einflussreich wirken könnte. Glaubt man aber einer freien Zusammenkunft von Aerzten vor solchen, welche auf die Grundlage einer festen Vereinigung gestützt sind, den Vorzug geben zu müssen, so können wir nicht anders, als uns entschieden hiergegen erklären. Denn abgesehen davon, dass eine Versammlung, welche keine genaue Rechenschaft über die Art ihrer Zusammensetzung und die Zahl ihrer Mitglieder geben kann, sich selbst damit eines sichern Massstabs für die Bedeutung ihrer Beschlüsse beraubt, müssen wir die Abgabe einer bestimmten Erklärung über den Beitritt zu einer, die Gesammtinteressen des ärztlichen Standes vertretenden Association für höchst wichtig, ja für unentbehrlich ansehen. Werthe Collegen! Wir wünschen zu wissen, welche von den Aerzten so viel Achtung für ihren Stand besitzen, um sich nicht bloss zu einer Theilnahme an einer vorübergehenden Reformberathung, sondern vielmehr zu einer dauernden Mitwirkung für die Förderung der ärztlichen Interessen verpflichtet zu halten, oder welche glauben, sich einer solchen Mitwirkung überheben zu können. Diejenigen unter unseren Collegen — und welche wä-

ren dies nicht? — die da fühlen, dass dem Manne von Ehre am allermeisten in wichtigen Angelegenheiten ein offenes Auftreten geziemt, werden gewiss keinen Anstand nehmen, sich über ihre Mitwirkung zur Förderung der ärztlichen Gesammtinteressen bestimmt zu erklären. Sie werden sich selbst und ihren Berufsgenossen getreu, sie werden wahr sein; denn nur die Wahrheit wird uns frei machen. —

Wir wähnen jedoch nicht, dass die Ueberzeugungen, welche uns mit Eifer beseelen, darum auch in Andern leben müssen, noch viel weniger wünschen wir, unsere Ueberzeugungen irgend Jemand aufzudrängen. Es steht uns nicht zu, zu entscheiden, ob die Majorität der Aerzte der Hauptstadt Preussens die Verwirklichung einer festen Vereinigung, welche in andern Landestheilen schon seit Jahren zur Geltung gelangt ist, noch nicht für zeitgemäss erachten, und in dieser Beziehung hinter den Aerzten der Provinzen zurückbleiben will. So leid es indess uns thun müsste, bei der Majorität unserer werthen Collegen die zu erwartende Entschlossenheit in dieser Beziehung zu vermissen, so würden wir uns auch darum von einer gemeinsamen Berathung der Reformangelegenheit noch nicht ausschliessen, sondern sind vielmehr bereit, dem in dieser Hinsicht an uns gerichteten Wunsche zu entsprechen, sobald allen Mitgliedern unseres Vereins, also auch den Wundärzten, Sitz und Stimme in der gemeinsamen Berathung eingeräumt, und einem, aus beiden Gesellschaften zusammengesetzten Comité die Leitung derselben übertragen würde. Sollte jedoch auch diese zweite Art der Vereinigung unmöglich werden durch den, von der erwähnten Versammlung gefassten Beschluss, die Wundärzte nur dann zuzulassen, wenn es sich um ihre eigenen Angelegenheiten handle — ein Beschluss, der natürlich von den Wundärzten noch für verletzender, als die gänzliche Ausschliessung, angesehen wird — so möchte nur noch ein Mittel des gegenseitigen Zusammenwirkens übrig bleiben, nämlich die Mittheilung der beiderseitigen Beschlüsse und Verhandlungen, die wir, im Bewusstsein, kein Mittel, selbst wenn es auch nur in geringem Grade die gute Sache fördern kann, unversucht gelassen zu haben, uns zu einer angenehmen Pflicht machen würden. Wir müssten indess dann erwarten, dass auch die Mittheilungen von der andern Seite nicht der Privatvermittelung überlassen, sondern direct von dem Comité an uns gerichtet werden.

Hochgeehrte Collegen! Wir haben geglaubt, Ihnen die offene Darlegung dieser Verhältnisse schuldig zu sein, und müssen Ihnen nunmehr anheimstellen, welche Beurtheilung und welche Entscheidung Sie in Bezug auf die Gestaltung unserer ärztlichen Verhältnisse in Berlin für die Zukunft am geeignetsten erachten.

Der unterzeichnete Verein wird seine Aufgabe nicht eher

für erledigt halten, als bis die Nothwendigkeit einer festen Vereinigung des Heilpersonals allgemein erkannt und zur Verwirklichung gelangt ist, und wird Derselbe in seiner Wirksamkeit im eben bezeichneten Sinne ohne Wanken fortfahren. Zu Ihnen aber, hochverehrte Collegen, hegen wir das Vertrauen, dass, wenn Sie auch den in unserer Erklärung enthaltenen Grundsätzen Ihre Beistimmung nicht schenken sollten, Sie wenigstens der offenen Sprache, mit der wir unsere Ansicht Ihnen vorgelegt haben, Ihre Billigung nicht versagen werden.

Berlin, den 10. Juli 1848.

Der Verein praktischer Aerzte und Wundärzte zur Förderung der Gesammtinteressen des Heilpersonals.

Beilage III.

Die nachstehenden leitenden Grundsätze für eine Gesammtvereinigung der Aerzte sollten ursprünglich in der ersten von dem Verein der Aerzte und Wundärzte zu Berlin einberufenen Generalversammlung zur Mittheilung gelangen. Der stürmische Verlauf jedoch, den jene Versammlung nahm, machte die beabsichtigte Mittheilung damals unmöglich. Ich habe daher diesen Grundsätzen hier einen Platz eingeräumt, da bei der bereits ziemlich allgemein anerkannten Nothwendigkeit, einen gesetzlichen Verband für die Aerzte wieder herzustellen, die Veröffentlichung derselben in Bezug auf eine künftige Organisation der ärztlichen Union vielleicht nicht unnützlich sein möchte.

Grundsätze,

welche für die Begründung einer Gesammtvereinigung der Aerzte zu wissenschaftlichen und bürgerlichen Zwecken als leitend gelten können.

Zweck der Vereinigung.

I. Die Begründung einer Gesammtvereinigung der Aerzte ist für einen doppelten Zweck wünschenswerth, erstens um die Ausbildung der Heilkunst erfolgreicher zu fördern, zweitens um die Stellung und die Thätigkeit der Aerzte, sowohl für das Publikum als für die Aerzte selbst, befriedigender zu gestalten. Die Vereinzelung, in welcher die Mitglieder des ärztlichen Standes bisher verharrten, hat wesentlich dazu beigetragen, die Erreichung der genannten beiden Zwecke zu erschweren und zu hindern. Die Herstellung einer Gesammtvereinigung der Aerzte ist desshalb besonders wichtig, weil sie das einzige genügende Auskunfts-

mittel dagegen darbietet, dass nicht der Staat, wie es bisher der Fall gewesen, zu einer zwangsweisen und frohnmässigen Forderung ärztlicher Leistungen veranlasst werde, welche mit den Rechten der persönlichen Freiheit in Widerspruch steht.

II. Unterschied von der Korporation. Die Gesammtvereinigung der Aerzte hat, indem sie den genannten beiden Zwecken nachstrebt, ein wahrhaft gemeinnütziges Ziel und unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Standpunkte einer Korporation, welche nur die Wahrung der Standesvortheile als ihre Aufgabe ansieht. Die Vereinigung der Aerzte beansprucht die Vortheile des Standes nur als eine Folge ihres gemeinnützigen Strebens, die Vortheile bilden für sie nur den Lohn der redlichen Mühen, der nützlichen That, die Vereinigung will zuerst Nutzen bringen, ehe sie für sich Nutzen fordert.

III. Gesetzlicher Standpunkt. Die Gesammtvereinigung der Aerzte bildet, indem sie ihre nützlichen Zwecke durch das gesetzliche Mittel der Vereinigung erstrebt, nicht nur einen innerhalb des Staatskörpers erlaubten Verband, sondern hat vielmehr, in Anbetracht ihrer wichtigen Aufgabe, für den Gesundheitsschutz der Staatsangehörigen zu wirken, auf eine besondere Förderung und Beschützung von Seiten des Staates gerechten Anspruch.

IV. Bedingung des Bestandes. Da die Vereinigung der Aerzte die bezeichneten Zwecke nur wird erreichen können, wenn ihr die Theilnahme möglichst vieler oder aller Aerzte und wenn ihr zweitens diese Theilnahme bereitwillig und ausdauernd zu Theil wird, so wird sie sich von dem Standpunkt der Korporation ferner dadurch zu unterscheiden haben, dass sie bei der Verfolgung ihrer Zwecke sich der Eingriffe in die persönliche Freiheit und Neigung möglichst enthält. Sie wird daher 1) die Forderung einer Theilnahme und Mitwirkung nur auf die allen Aerzten gemeinsamen und zunächstliegenden Angelegenheiten beschränken müssen und 2) auch hier nur ein bescheidenes Mass derselben in Anspruch nehmen dürfen.

V. Grundlage der Verfassung. Indem hieraus die Verbannung jedes Kastenwesens und die Nothwendigkeit der Annahme einer möglichst freien Verfassung für die Vereinigung der Aerzte folgert, wird die scharfe Trennung der geforderten Theilnahme von der der Neigung überlassenen, wie die Achtung der persönlichen Freiheit sie verlangt, eine wesentliche Grundlage für die Einrichtungen der Vereinigung abgeben. Die Ausdehnung der Vereinigung wird diese Grundlage nicht nur zu einer breiten, sondern die Achtung der persönlichen Freiheit sie auch zu einer tiefen machen.

VI. Anforderungen aus dem ärztlichen Berufe. Die allen Aerzten gemeinsamen und zunächstliegenden Angelegenheiten sind diejenigen, welche sich auf die Erfüllung der Anforderungen beziehen, die aus dem Berufe, so weit derselbe durch die staatliche Approbation festgestellt ist, d. h. aus der bürgerlichen Stellung des Arztes hervorgehn. Diese bürgerliche Stellung des Arztes schliesst einen dreifachen Kreis von Pflichten in sich: 1) gegen den Staat, 2) gegen das kranke Publikum, 3) gegen die Berufsgenossen. Der Staat kann die Mithülfe der Aerzte verlangen zur Ermittelung eines sachverständigen Urtheils, sei es zur Erlangung von Gutachten für gerichtliche oder andere Zwecke, oder zur Unterstützung der Medicinalverwaltung (Vorschlag zu Aemtern). Das kranke Publikum kann eine Unterstützung von Seiten der Aerzte verlangen für die Erleichterung und Sicherstellung der Hülfsleistung in Krankheiten (Vertheilung der Aerzte, Stellung von Aerzten für den Fall der Noth, in Epidemien und im Kriege, Verbürgung der Hülfsleistung gegen Bürgschaft der Gemeinde). Die Berufsgenossen können eine Mithülfe von den Aerzten verlangen für die Wahrung der Rechte, der Achtung und der Ehre ihres Standes (Anstellung von Rechtsconsulenten, Ehrengericht, Unterstützung der Hülfsbedürftigen des Standes, Pensions-, Wittwen- und Waisencassen). So weit durch das Mittel der Vereinigung eine genügendere Erfüllung dieser Pflichten zu erlangen ist, kann ein bescheidenes Mass der Mitwirkung hierfür von allen Aerzten gefordert werden, weil sie ohne die Gewährung dieser Mitwirkung ihrem Berufe ungetreu sein würden.

VII. Berechtigung der Mitglieder. Aus der Beschaffenheit der erwähnten Angelegenheiten, welche unmittelbar an die bürgerliche Stellung des Arztes geknüpft sind, ergiebt sich, dass die Mitgliedschaft der Vereinigung nur eben an die ärztliche Stellung und an nichts weiter als an diese gebunden sein darf. Jeder durch das Gesetz zur Praxis berechtigte Arzt muss daher das Recht besitzen, ohne Weiteres der Vereinigung beizutreten, und darf aus derselben nicht ausgeschlossen werden, so lange ihm nicht durch richterliches Erkenntniss das Recht zur Praxis genommen ist. Indem alle Mitglieder der Vereinigung gleichberechtigt sind, können sämmtliche Beschlüsse, Massregeln und Einrichtungen derselben nur unter Mitwirkung und durch die Wahl der einzelnen Mitglieder nach Massgabe der Stimmenmehrheit ins Leben treten. Hierdurch ist es ermöglicht, dass die La-

sten auf die einzelnen Mitglieder gleichmässig vertheilt und auf das nöthige Mass beschränkt werden.

VIII. Wissenschaftliche Betheiligung. Die Vereinigung der Aerzte für wissenschaftliche Zwecke, zur Fortbildung der Heilkunst oder zu gegenseitiger Belehrung, ist nicht minder wichtig, als die für eine genügendere Gestaltung der bürgerlichen Stellung der Aerzte, da die Erreichung des letzteren Zweckes zum Theil von dem wissenschaftlichen Standpunkt der Heilkunst, im Ganzen, sowie bei den Einzelnen abhängt. Da indessen der bürgerliche Beruf des Arztes die Wirksamkeit für wissenschaftliche Zwecke nicht unmittelbar in sich schliesst, sondern diese vielmehr von besonderer Neigung und Fähigkeit abhängt, so kann eine Theilnahme für diesen Zweck von den Mitgliedern der Vereinigung nicht gefordert, sondern muss vielmehr dem Belieben derselben überlassen werden.

IX. Bildung von Sectionen. Die Bildung von bestimmten Abtheilungen (Sectionen) für die wissenschaftliche Wirksamkeit würde der Richtung und Neigung der Einzelnen den freiesten Spielraum gewähren. Das ganze Gebiet der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften lässt sich durch 6 Abtheilungen umfassen, nämlich durch: 1) die anatomische Section (für Anatomie, Zoologie, Physiologie und Mikroskopie); 2) die pharmaceutische Section (für Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie, Materia medica, Pharmacie und Balneologie); 3) die pathologische Section (für Pathologie, Therapie, vergleichende Thierheilkunde und Psychiatrie); 4) die chirurgische Section (für Chirurgie, Augen-, Ohren- und Zahnheilkunde); 5) die geburtshülfliche Section (für Geburtshülfe, Frauen- und Kinderkrankheiten); 6) die statistische Section (für medicinische Geographie und Statistik, Medicina forensis, Toxikologie und Geschichte der Medicin). Die Sitzungen der einzelnen Sectionen müssten so organisirt sein, dass es einem Einzelnen möglich wäre, sich an den Versammlungen sämmtlicher Sectionen zu betheiligen. Diess würde möglich sein, wenn von diesen Sectionsversammlungen wöchentlich eines Abends je 2 hinter einander (in 1 stündiger und $1\frac{1}{2}$ stündiger Dauer) stattfänden. So würde nicht nur monatlich von jeder Section eine Sitzung statthaben, sondern auch jedem Arzte die Möglichkeit gegeben sein, wenn er auch an allen einzelnen Arbeiten der Sectionen nicht Theil zu nehmen vermöchte, wenigstens den Hauptversammlungen derselben beizuwohnen.

X. Akademie der Aerzte. Jede Section als ein selbständiger Theil für sich bestehend, würde aus den ihr beitretenden Mitgliedern ihre eigene Verwaltung erhalten, wobei indessen gleich-

falls der Grundsatz der Gleichberechtigung und der des unbehinderten Eintritts für jeden Arzt beibehalten werden müsste. Die Sectionen zusammen würden die Akademie der Aerzte darstellen, welcher für die Verwaltung der gemeinsamen Institute, der Krankenhäuser, Sammlungen etc. eine oberste Leitung zukommen würde. Indem jedes Mitglied einer Section dadurch zugleich Mitglied der Akademie wird, bildet diese neben der bürgerlichen Vereinigung der Aerzte eine freie Nebenanstalt, deren Benutzung der Neigung eines Jeden offen gelassen ist, indem sich Jeder nach Belieben an so vielen Sectionen derselben, als er will, betheiligen kann. Während die Gesammtvereinigung der Aerzte den doppelten Zweck der bürgerlichen und wissenschaftlichen Vervollkommnung der Heilkunst erstrebt, sucht sie dabei auf dem bezeichneten Wege sowohl den Anforderungen des Berufes, als denen der persönlichen Freiheit gerecht zu werden.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.